Blutes an dem deutschen Volkstum in Kärnten und Österreich haben wir ja in unseren ostmärkischen Sonderheften und in dem Buch „Deutsches Land kehrt heim" wiederholt hervorgehoben. Dieses Buch von Darré, den Malern Just und Willrich gibt eine eindrucksvolle bildhafte Ergänzung dazu.

Plaßmann.

„Bauernmöbel" von Joseph Maria Ritz, Bibliographisches Institut A.-G. Leipzig.

Das kleine, sehr sorgfältig ausgestattete Buch stellt eine Beschreibung der stilgeschichtlichen Entwicklung unsrer Bauernmöbel dar. Es beschäftigt sich mit den verschiedenen, wechselseitigen Einflüssen der bürgerlichen und bäuerlichen Lebenskreise, zeigt die Besonderheit der Schmuckformen in den einzelnen deutschen Landschaften auf, und gibt einen Einblick in die vielfältige schöpferische Begabung des deutschen Bauerntums in seinen stammesmäßigen Verschiedenheiten.

Leider ist es sehr nüchtern und allzu sachlich geschrieben, so daß der Laie nicht viel Gewinn davon haben dürfte, so fleißig und gewissenhaft die Arbeit auch sonst sein mag.

Die Sinnbilder, die ja das eigentliche Wesen der Bauernkunst ausmachen, sind zwar hier und da erwähnt, aber in ihrer Bedeutung kaum gewürdigt, wenn man von dem letzten Satz absehen will, in dem darauf hingewiesen wird, daß „das Bauernmöbel in seiner Zier mitgeholfen habe, die Sprache unsrer alten Sinnbilder zu überliefern."

Uns scheint, als ob dazu etwas mehr zu sagen wäre.

Einige gute, z. T. bunte Abbildungen beleben den Text und geben dem Büchlein ein freundliches Gesicht.

Anne Marie Koeppen.

Reinhard Prinz, **Die Schöpfung der Gísla Saga Súrssonar.** Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der isländischen Saga. Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft Nr. 45. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Eine gelehrte Arbeit, die von großer Sorgfalt und Belesenheit zeugt. Um so weniger brauchen wir einen grundsätzlichen Einwand zu verschweigen: wenn Prinz von „volkstümlicher Stilisierung" als einem Kunstmittel der Sagaverfasser spricht, so tut er ihnen unseres Erachtens ganz gewiß unrecht — berechneter Wirkungen bedurften sie nicht. Wir sind einig mit dem Verfasser, daß die Saga auch literarische Bestandteile enthalte, und diese zu behandeln ist durchaus verdienstlich. Nur darf man sich nicht von der Methode verführen lassen, die Saga nur als Literatur und den Sagaschreiber zuletzt als „Literaten" im modernen Sinne zu sehen. Wenn Verf. letzteres auch wohl nicht behaupten will, so ist es doch nur noch ein kleiner Schritt weiter auf seinem Wege. — Die Materialzusammenstellungen sowie die Behandlung mancher Einzelfragen werden dem Fachmann willkommen sein.

Hans Bauer.

Zu dem vorstehend besprochenen Werke bringen wir noch die folgenden Ausführungen:

Um die Frage, ob die isländische Saga eine naive Nacherzählung geschehener Ereignisse ohne Anwendung schriftstellerischer Kunstmittel oder eine bewußt künstlerische Formung bestimmter besonders interessanter, ursprünglich auf wirklichen Ereignissen beruhender literarischer Stoffe ist, geht seit langem der Streit der Fachgelehrten. Die letzte Ansicht herrscht seit Andreas Heuslers Berliner Akademieabhandlung von 1913 „Die Anfänge der isländischen Saga" bei den meisten festländischen Nordisten, während die erstgenannte Meinung von dem Norweger Knut Liestøl in seinem Buch „Upphavet til den islendske Aettesoga" (Oslo 1929) in Übereinstimmung mit den meisten isländischen Gelehrten vertreten wurde. — Natürlich ist das nicht ein rein abstrakter Gegensatz der Anschauungen wie zwischen „naiv" und „sentimentalisch"; daß den Isländersagas ein wahrer, geschichtlicher Kern zugrunde liegt, gibt Heusler zu, und Liestøl erkennt an, daß eine gewisse literarische Formung des Erzählgutes stattgefunden hat, nur um den Grad der Anerkennung des einen und des anderen streitet man sich.

Zur Lösung dieser Frage versucht die Arbeit von Prinz durch Analyse einer bestimmten, in ihrer Überlieferung besonders variantenreichen Saga (— es gibt darunter zwei voneinander stark abweichende Fassungen, s. Islendinga sögur Bd. 25, Reykjavik 1922 —) beizutragen.

Nach meiner Meinung ist aber die Basis, die die Untersuchung einer, wenn auch mit der bedeutendsten und variantenreichsten, Isländersaga für die Lösung des ganzen Problems abgeben kann, zu schmal; die Frage, wie der reine Tatsachenbericht, das sog. „volksläufige Erzählgut" und endlich die formende und verdichtende Hand des Schriftstellers sich zueinander verhalten, wird sich so weder für die Einzelsaga noch gar für die ganze literarische Gattung lösen lassen, weil beide in Wechselbeziehung zueinander stehen. Solange bleibt die Entscheidung eine Sache der subjektiven Ansicht des Lesers.

F. W. Müller.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Dezember Heft 12

Des nordischen Gedankens Verheißung und Erfüllung

Von Theobald Bieder

Die Germanenkunde verläuft seit Jahrhunderten in Kurven: einer ehrlichen — auch jeder Wissenschaft standhaltenden — Begeisterung folgt ein Zeitalter der Ernüchterung, einem Hochstand ein Tiefstand. Um die letzte Jahrhundertwende konnte man häufig Arbeiten begegnen des Titels: „Die Entdeckung des germanischen Nordens durch Griechen und Römer". — Wie anders aber wirkt das Zeichen auf uns ein, wenn wir die Germanen als Träger und Erreger der europäischen Geschichte von altersher geschildert finden! Da fallen alle Abhängigkeiten vom Süden oder vom Orient ab; da brauchen die Germanen nicht auf den glücklichen Zufall zu warten, „entdeckt" zu werden; da stehen sie vollwertig da im Bewußtsein ihrer eigenen geschichtlichen Sendung. So ist der Standpunkt der Gegenwart, und so ist der Standpunkt, den viele Germanenforscher vor hundert und mehr Jahren eingenommen haben. Daran, daß sie der heutigen Forschung nicht mehr bekannt sind, trägt der verdunkelnde Charakter eines liberalistischen Zeitalters schuld. Eine Grenze läßt sich etwa mit dem Jahre 1848 ziehen; wer sich später noch zu gleich hohen Gedanken bekennt, ist wenigstens in der für die Germanenkunde glücklichen Zeit vor 1848 aufgewachsen.

Wie Hammerschläge mußten den damaligen Lesern die Worte Knut Jungbohn Clements in die Ohren dringen: „Kein Volk in der Weltgeschichte hat von einem so kleinen Raum so mächtig und weithin gewirkt, als das Volk der nordgermanischen Ebene, und darum ist seine Geschichte die merkwürdigste und wichtigste, die der Nachwelt überliefert ist." So geschrieben in der „Nordgermanischen Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge", 1840. Wie? Die germanische Geschichte wäre wichtiger als die der Griechen und Römer oder der Babylonier und Ägypter? Man stelle sich unsere „Schulweisheit" um 1900 vor! Clement arbeitete aber nicht nur mit geschichtlichen Mitteln, sondern auch mit denen einer gut angewandten Rassenkunde, denn er legte Gewicht auf „Körperbildung, Haar und Augenfarbe" bei den verschiedenen Menschenarten. Und darum wirkt seine Darstellung noch heute überzeugend.

Noch einen Schritt über Clement hinaus bedeutete das Werk Wilhelm Lindenschmits (Bruder des uns bekannteren Ludwig Lindenschmit) „Rätsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert?", 1846. Völlige Übereinstimmung mit Clement herrscht bei ihm, wenn er die Germanen eben auch nach ihren Rassenmerkmalen in Europa bodenständig sein läßt. Die Erweiterung des Clementschen Standpunktes liegt im folgenden: Nach Lindenschmit war Europa in Vorzeiten von einer weit verbreiteten Rasse bevölkert, die rein germanisch war. Diese Rasse wurde aber im Laufe der Zeiten allmählich durch fremde, von Süden, Westen und Osten her andrängende Rassen auf ihre ursprüngliche Heimat zurückgedrängt. Aus Mischungen mit ihnen sind die Halbgermanen hervorgegangen, die wie ein Gürtel die „Germania magna" umschließen. „Fast alle Völkerschaften Europas", schreibt Lindenschmit, „sehen wir, bis von Spaniens Westküste her, in gleichnamige Hälften zersprengt, davon immer die eine sich unter dem Schatten germanischer Wälder birgt". Und ferner: „Aus der von Tacitus sorgfältig beschriebenen Gleichartigkeit der Stämme schließe ich nun, daß das hier zusammengeschobene Volk nur Trümmer eines großen Ganzen vorstellt, welches einst den Weltteil ungestört besaß, und sowie es zur Macht gelangte, auch strahlenförmig wieder auseinander eilte, um die alten Sitze einzunehmen, deren Erinnerung es erweislich keineswegs verloren hatte." So ergab sich für Lindenschmit ein germanisch bestimmtes Europa der Vorzeit und auch ein solches des Mittelalters. Und nicht nur für ihn! Aus vielen Werken jener Zeit klingt uns der Gedanke eines germanischen Europas entgegen.

Wir verlassen einstweilen das Gebiet der Geschichte, um nachher wieder darauf zurückzukommen. Aus dem geschilderten Gedanken konnten sich leicht Sonderforschungen ablösen, die zum Beispiel auch das sprachgeschichtliche Gebiet berührten. Eine solche Arbeit liegt vor in dem Buche Ernst Jäkels „Der germanische Ursprung der lateinischen Sprache und des römischen Volkes", 1830. Wie kam dieser Mann, wohlbestallter Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium Berlins dazu, gegen die geheiligte klassische Philologie Sturm zu laufen und die Römer schlankweg als Abkömmlinge der Germanen zu erklären? Uns Heutige, denen die sprachwissenschaftlichen Arbeiten Friedrich Kluges und die Werke des Rassenforschers Hans F. K. Günthers bekannt sind, würde ein solches Ergebnis nicht sonderlich überraschen — aber vor hundert Jahren mußte das wirklich wie ein Revolutionsversuch wirken. Es mag da eingeschaltet werden, daß Ernst Jäkel nicht einmal der erste seines Zeichens war. Bereits 1686 war zu Regensburg eine Schrift über den germanischen Ursprung des Lateinischen erschienen („Dissertatio de origine germanica latinae linguae" von Joh. Ludwig Prasch), über die die von Leibniz mitgeleiteten „Acta Eruditorum" schon im Juli des gleichen Jahres eine recht verständnisvolle Besprechung brachten. Aber damals lebte man im Zeitalter des Barock, in dem man eine Meinung wie „daß der Griechen und Römer Sprachen von der Teutschen abgestammet seyen" gern und oft hörte. Sprachwissenschaftliche Glanzleistungen durfte man dabei nicht erwarten.

1830 sah es anders in dieser Hinsicht aus. Da hatte die junge indogermanische Sprachforschung schon ihre Schwingen erprobt, und man war doch unter Führung von Bopp (erstes Werk 1816), Rask und Jakob Grimm schon zu bestimmten Regeln und Schlüssen gekommen, gegen die ein Gymnasialprofessor nicht ohne weiteres verstoßen konnte, wenn er sich nicht von vornherein unmöglich machen wollte. Für Ernst Jäkel waren die Anregungen zu seinem Werke aus England herübergekommen. Er hatte in dem gelehrten Werke Alexander Murrays „History of the european languages", 1823, (deutsche Ausgabe 1825 von Adolf Wagner, dem Onkel Richard Wagners) gelesen, „daß besonders aus dem bisher meist vernachlässigten Studium der

nordischen Sprachen Licht über die alten verbreitet werden könne". Das gab den Anstoß und zugleich die Richtung des Forschens. Es hieße den ganzen Gang der Völkerwanderungen umkehren, der Natur und allen geschichtlichen Überlieferungen Hohn sprechen, wenn man annehmen wollte, bestimmte Wörter seien aus dem Lateinischen erst in das Germanische übergegangen und von da nach Persien und Indien weitergewandert. Das war Jäkels Meinung, der gleich Murray in der deutschen Sprache die reinste von allen erblickte, die vom indischen bis zum atlantischen Meere gesprochen werden. Auf weitere Einzelheiten seiner Forschung braucht hier nicht eingegangen zu werden; es sei nur festgestellt, daß Jäkel mit seinem Buche ein Werk geschaffen hat, das mit dem Nordischen Gedanken unserer Tage aufs beste übereinstimmt.

Nachdem hier auf ein englisches Werk (Murray) hingewiesen wurde, darf das Gegengewicht nicht fehlen: Italien! Da ist 1841 zu Mailand der erste Teil des „Atlante linguistico d'Europa" von B. Biondelli erschienen. Das Werk war auf vier Bände von je 40 Druckbögen berechnet unter Beigabe eines Atlasses von 40 Tafeln. Ich vermute, daß nur die erste Hälfte des ersten Bandes erschienen ist (mit einer tabellarischen Übersicht und zwei Karten in Groß-Folio). Nur dieser Teil ist in meinen Besitz gelangt, und auch nur über ihn habe ich eine — von Lorenz Diefenbach verfaßte — Besprechung in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Juni 1842) gefunden. Betrachten wir einmal das lithographierte Titelblatt der Kartenbeilage! Auf einem Postament steht ein Globus, auf den eine Muse mit dem Griffel Eintragungen macht: Auf dem Boden liegen wenige Bücher umher, deren eines den Titel „Bopp, Werke" trägt; ein zweites enthält die Namen Grimm — Rask — Vater, und auf einem dritten prangt eine nordische Runenschrift!

Von den 261 Seiten des Bandes entfallen nicht weniger als 99 auf die Beschreibung der germanisch-skandinavischen Sprachen, und hier verfügt der Verfasser über eine so ausgebreitete Kenntnis der einzelnen wissenschaftlichen Leistungen, wie sie jedem Deutschen zur Ehre gereichen würde. War es nach alledem ein Wunder, wenn Diefenbach das Werk als „das Zeichen eines neuen Bundes des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden" begrüßte? Hier war es die Sprachwissenschaft, die von England aus über Deutschland nach Italien ein einigendes Band schlang.

Wir wenden uns nun wieder der Deutschen Geschichte zu. Da heben wir hier die „Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der Germanischen Reiche im westlichen Europa" (erster und einziger Teil 1831) von Ludwig Kufahl hervor. Dem Verfasser scheint zwar „manches auf Asien als auf das Urland der Deutschen Nation hinzuweisen"; aber doch sucht er den Sitz der Germanen an Nord- und Ostsee fest zu begründen: „Fügen wir zu diesen ersten unmittelbaren und durchaus glaubwürdigen Zeugnisse (zum Beispiel Pytheas) von den ältesten Deutschen Anwohnern der Ostsee noch dasjenige, was Griechen und Römer durch die wandernden Gallier oder auf einem anderen uns unbekannten Wege von den frühesten Unternehmungen der Cimbern erfuhren: so erhellt, daß schon über vierhundert Jahre vor Christo Deutsche Stämme in ansehnliche Völkerschaften vereinigt die Südküsten der Nord- und Ostsee behaupteten. Und vielleicht werden einige Bemerkungen über den Namen und die Hauptstämme der Nation ihren Ursprung als solche in noch frühere Zeiten hinaufrücken."

Diese Sätze sind ungemein wichtig. Wie lange hat es gedauert, bis die Atlanten für die Geschichte des Altertums auf die uralte Heimat der Germanen an Nord- und Ostsee Rücksicht nahmen? Als 1901 das Kartenwerk von Roderich von Erckert erschien, das der Heimat und den Wanderungen der Germanen vom Norden aus nachging, wirkte dies fast wie eine Offenbarung, obgleich schon 1899 Sieglins Schulatlas zur Geschichte des Altertums auf S. 27 gute Ansätze brachte.

Zu den „Unternehmungen der Cimbern", auf die Kufahl angespielt hatte, gehört ein umfassender Artikel „Cimbri" im 2. Bande der Paulyschen Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, 1842, verfaßt von F. D. Gerlach. Wir lesen da: „Die Übertreibung in Angabe der Zahlen wollen wir gerne einer Unsitte mehrerer römischer Historiker zugute halten; aber wir vermissen besonders ein aufmerksames Verfolgen der verschiedenen Unternehmungen der Kimbern, welche offenbar von allen römischen Schriftstellern viel zu sehr als rohe Barbaren hingestellt werden, da offenbar die ganze Unternehmung eine nicht gewöhnliche politische Entwicklung voraussetzt. Wenn man den nur fünfzig Jahre späteren Versuch des Ariovist mit dem Zuge der Kimbern vergleicht, wenn wir unter dessen Völkern die Charuden genannt finden, welche an die Kimbern angrenzten, wenn wir endlich erwägen, daß die Verdrängung des Ariovist aus Gallien unmittelbar die Gründung des Markomannenreiches in Böhmen zur Folge hatte, so werden wir in dem kühnen Zuge der Kimbern den ersten Versuch der Germanen erkennen, ihre Macht über die ursprünglichen Grenzen zu erweitern und die Herrschaft über den Süden und Westen Europas zu gründen."

Solche Sätze aus dem Kreise der Alt-Philologen beweisen aufs neue die für die Zeit vor 1848 immer wieder feststellbare stärkere Einfühlung der Forscher in germanische Belange. Der Verfasser des Artikels (Gerlach) hatte allerdings schon 1835/37 einen guten Kommentar zur taciteischen Germania herausgegeben, in dem es zum 37. Kapitel heißt: „Übrigens weder den Ursprung dieses Zuges (der Kimbern) noch alle einzelnen Begebenheiten desselben in das gehörige Licht zu setzen, ist dieses Ortes. Alles Außerordentliche in der Geschichte wird immer bis auf einen gewissen Grad unerklärlich bleiben, eben weil das Große und Gewaltige nicht mit dem Maßstab des Kleinen und Gewöhnlichen gemessen werden kann, und nur das Ähnliche vom Ähnlichen erfaßt wird. Zum mindesten gibt dieser Heereszug den Beweis einer großen inneren Bewegung in Germanien, die nächste Veranlassung mag gewesen sein, welche da will. Auch das ist im höchsten Grad bemerkenswert, daß diese Bewegung vom äußersten Norden ausging, welcher zu allen Zeiten als das eigentliche Vaterland des germanischen Stammes sich bewährt hat, von wo aus alle großen Erscheinungen hervorgegangen sind. Die Art und Weise, wie dieser wilde Völkerschwarm den Namen der Germanen in die Geschichte eingeführt, war eine Ankündigung der Kämpfe zwischen den beiden mächtigsten Völkern des Westens, dessen Ausgang die Welt umgestaltet." — Diese Sätze sind nicht etwa 1937, sondern gerade hundert Jahre früher geschrieben worden! Zur Abrundung dieses Bildes nehme man noch den 776 Seiten umfassenden ersten Band der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit („Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit", übersetzt von Dr. F. Horkel, 1849), zur Hand.

Wir schreiben nochmals das Jahr 1837, das neben dem vorzüglichen Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme" von Kaspar Zeuß auch die Übersetzung des Thomsenschen „Leitfadens zur Nordischen Altertumskunde" brachte. Die Übersetzung ist ebenso wie der dänische Text im Jahre zuvor zu Kopenhagen erschienen. In dem Vorwort zur deutschen Ausgabe, das der dänischen fehlt und vermutlich von dem Übersetzer Prof. C. Paulsen in Kiel verfaßt ist, wird die Hoffnung ausgesprochen, daß sich vom Norden aus die Vorgeschichte Deutschlands und Großbritanniens aufhellen lassen wird. „Wir glauben sogar die Ahnung aussprechen zu dürfen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher man von ganz neuen, tieferen und richtigeren Gesichtspunkten die entfernteste Zeit der westlichen Celten und der östlichen Griechen, ja selbst verschiedener asiatischer Völker, wird überschauen können, so daß es nicht mehr bloß die Leibesbildung, die Sprachen und Mythen sein werden, welche von der ursprünglich nahen Verwandtschaft und der ältesten gemeinschaftlichen Heimat der längst getrennten Stämme zeugen." Und dies alles auf

dem Grunde der damals sich immer reicher entfaltenden Vorgeschichte des germanischen Nordens!

Der „Leitfaden" war von der Königlichen Gesellschaft für Nordische Altertumskunde in Kopenhagen ausgegangen; die gleiche Gesellschaft hatte schon zwei Jahre vorher die „Historisch-antiquarischen Mitteilungen" hinausgehen lassen. Diese nur für die gelehrte Welt bestimmten und nicht im Buchhandel erschienenen Mitteilungen sind als ein Appell an Deutschland aufzufassen, sich an der Aufhellung der Vorzeit zu beteiligen. Hier war die Vorgeschichtsforschung „dank" der staatlichen Zersplitterung nicht in derselben glücklichen Lage wie in Dänemark; aber es gab hier doch schon eine Anzahl von Museen, Privatsammlungen und Altertumsvereinen, und der Gedanke, daß die vorgeschichtlichen Altertümer der gemeinsamen nationalen Geschichte dienen, ist damals weiter verbreitet gewesen, als man heute im allgemeinen annimmt. Besonders hat diesen Gedanken gepflegt der Schlesier Johann Gustav Büsching, dessen hervorragende Bedeutung für die deutsche Vorgeschichte jetzt Hans Gummel in der „Forschungsgeschichte in Deutschland", 1938, herausgestellt hat. Es sei mir gestattet, seinen Mitteilungen einige Ergänzungen hinzuzufügen.

Wo immer in Deutschland sich vorgeschichtliches Leben rührte (in Holstein: die „Darstellungen aus Norddeutschland" des Hamburger Domherrn Friedrich Johann Lorenz Meyer, 1816; in Brandenburg: die „Abhandlungen vermischten Inhalts" des Generalmajors Menu von Minutoli, 1816; am Rhein: „Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein" von Wilhelm Dorow, erstes Heft 1819, zweites Heft 1821), hat er alle diese Erscheinungen in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" wie in einem Brennspiegel aufgefangen und ihnen so ausführliche Besprechungen gewidmet, daß sie fast die Werke selbst ersetzen. Und, was das wichtigste dabei ist: er hat überall die schlesischen Verhältnisse zum Vergleich herangezogen. Nur so konnten die Funde in Beziehung zueinander gebracht werden. Überall hat er aber auch die Anteilnahme an den vorgeschichtlichen Altertümern in ganz Deutschland zu wecken gesucht.

Büschings Mitarbeiter Friedrich Kruse war von ähnlichen Gedanken beseelt, als er in der Schrift „Etwas über das alte Schlesien vor Einführung der christlichen Religion, besonders zu den Zeiten der Römer" (Erstdruck in Büschings „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters", 1819, Sonderdruck im gleichen Jahre mit dem Obertitel „Budorgis") schrieb: „Die alten Gräber geben besser als der genaueste Erdbeschreiber oder Geschichtsschreiber die Plätze an, die einst bewohnt waren, die Verhältnisse der Macht, des Reichtums, der Bildung. Aus ihnen kann das alte Deutschland sich wieder erheben, wenn mehr als bisher auf sie Achtung gegeben, und die Vergleichung mit den Angaben der Alten genauer angestellt wird." Büsching hat dieses Werk ausführlich in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1820, — teilweise sehr kritisch! — besprochen und den angeführten Worten Kruses folgende Sätze beigefügt: „So liegt in den Untersuchungen über die Altertümer Schlesiens schon der Keim einer Erforschung der ältesten deutschen Erdbeschreibung; möchte doch in allen Teilen Deutschlands ein recht reger Eifer sich dafür entflammen! Wir stehen auch hier an der Grenzscheide, auf der noch etwas zu tun ist; treten wir jetzt nicht noch mit aller Kraft hinzu, so verschwinden bald die letzten Spuren, und wir entbehren jedes durch das dunkle Labyrinth der Vorzeit leitenden Fadens. Einzelnes geschieht manches in Deutschland, hier und da forscht und sammelt einer in der Stille, aber es bleibt leider immer etwas Einzelnes... Wie unendlich reich ist das Österreichische! Wird wohl dieser Reichtum gehörig benutzt und in einen Mittelpunkt geleitet? ... Wie berührig sind die einzelnen Lande dieses großen Staats! Welch herrlicher Eifer in den einzelnen Gauen! Ihn kann nur eine große Akademie der Alter-

tümer und Wissenschaften in der Hauptstadt des Landes verknüpfen und binden, aber eine von denen Akademien natürlich, die schreibt und handelt und regsam allenthalben forscht, nicht eine der totgeborenen, deren wir manche haben."

Im Schlußabschnitt seiner Besprechung bemängelt Büsching mit Recht Kruses „Entschuldigung": „Alles dieses entschuldigt mich hoffentlich darin, daß ich auf kurze Zeit den griechischen Himmel verließ" („Traurig, wahrhaft traurig ist es, wenn man auf solche Entschuldigungen trifft ..."), und er schließt mit folgenden Worten: „Laßt uns erst des Vaterlandes Boden kennenlernen und befestigen, daß wir auf ihm nicht mehr schwanken und taumeln, nicht unter Resten der Vorzeit wie die Blinden wanken. *Haben wir hier erst festen Boden gewonnen, dann werden wir auch sichern Auges in die Ferne blicken können, und die Nähe wird uns die Weite aufhellen.*"

Welch herrliche Übereinstimmung mit den Gedanken des Vorworts zum Leitfaden zur Nordischen Altertumskunde von 1837!

So ist denn die „hervorragend nationale Bedeutung der deutschen Vorgeschichte" schon fast hundert Jahre vor *Gustaf Kossinna* von *Büsching* erkannt worden, und so, wie die deutsche Vorgeschichte dem Nordischen Gedanken dient, ihn fördert und pflegt, so sind auch alle hier in kleiner und bescheidener Auswahl gebrachten Stimmen von etwa 1820 bis 1846 unter diesem Gedanken zu buchen. Bekanntlich ist der „Nordische Gedanke" eine Prägung des Rassenforschers *Hans F. K. Günther*. Die *Prägung* des Begriffs ist also neu; der *Gedanke* selbst läßt sich Jahrhunderte weit zurückverfolgen. Ihn aus den ursprünglichen — vielfach verborgenen — Quellen zurückzugewinnen, war das Ziel meiner schon 1921/25 in drei Teilen erschienenen „Geschichte der Germanenforschung". Das Vorstehende ist ein Auszug aus der Neubearbeitung des zweiten Bandes, der die Stimmen von 1806 bis 1870 in möglichster Geschlossenheit zusammenstellen wird.



Schlittenumfahrt mit Sonne, Mond und Julbock.
Aus Olaus Rudbeck, Atlanticae sive Mannheimii pars secunda. Upsala 1689

Wildg'fahr und Wildmänner in Tirol

Von Hugo Neugebauer

Die Sage vom Wilden Jäger oder vom Wilden Heer ist auch in Tirol unter dem Namen „das Wildg'fahr" oder die „Wilde Fuhr", wie sie im Pustertal, das „Wildg'jaid", wie sie in der Wildschönau heißt, weit verbreitet. Der Anführer dieses Wilden Heers ist bekanntlich Wodan, der oberste der germanischen Götter. Sein Gefolge bilden die Wilden Männer, ja, er selbst erscheint zuweilen als der Wilde Mann schlechthin. Wir wollen den Spuren dieser Sage in Tirol nachgehen, indem wir zunächst die der „Wilden Fahrt", wie sie auch genannt wird, und sodann die der Wilden Männer verfolgen, wobei sich die weitgehende Übereinstimmung der beiden nebeneinander herlaufenden Überlieferungen und ihre gemeinsame Wurzel am deutlichsten zeigen wird.

Wie Ignaz Vinzenz Zingerle in seinem Buche „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol"[1] erzählt, zieht nach der Volkssage Heinrich der Welfe bei Lana als Wilder Jäger um. Auch der später sogenannte Pestreiter bei Kaltern, der schwarz und kopflos auf einem großen Schimmel sitzt, — Roß und Reiter werfen im Mondschein keinen Schatten! — war ursprünglich kein anderer als der Wilde Jäger. Erst später erlitt dessen Gestalt die in der Sagengeschichte nicht seltene Umwandlung. In diesem Falle scheint die Phantasie des Volkes den Schwarzen Jäger mit dem Schwarzen Tod, wie die Pest in den mittelalterlichen Quellen genannt wird, in Eins verschmolzen zu haben. In Ulten ist die Wilde Fahrt als die Temper — so genannt nach Quatember als Zeit ihres Umzugs — bekannt. In Innsbruck zog sie einmal durch die obere Sillgasse. Im Vintschgau braust sie des Nachts durch die Gassen. An einem Hofe zu Stilfs zieht immer die Wilde Fahrt vorbei. Auch durchs Brixental tobt sie mit großem Lärm.[2] — Johann Adolf Heyls Buch „Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol"[3] enthält folgende wertvolle Beiträge zu dieser Sage: Die Wilde Fahrt geht durch das Lechtal, tobt bei Brixen, zieht durch den Sparrenberger Wald bei Oberbozen und fährt beim Stierl in Unterinn vorbei. In Signat und Oberbozen läßt sie sich am öftesten hören. Auch in Deutschnoven weiß man von ihr viel zu erzählen. Durchs Brantental braust sie besonders in der Dreikönigsnacht. Ein Alter mit Bärenstimme führt sie, es folgen Gespenster, ganz hinten watschelt eine krumme Gans nach. In der Dreikönigsnacht zieht sie auch vom Zischgl in Wälschnoven bis auf den Planberg. Bei Stilfs im Trafoital (s. o.) zog sie vorzeiten mit großem Lärm vorbei. Auch auf dem Wege nach Prägraten im Pustertal fahren die Geister der „Wilden Fuhr" dahin, darunter Menschen ohne Kopf[4].

Als Wohnung des Wilden G'fahrs nennt Johann von Alpenburg in seinem Buche „Mythen und Sagen Tirols"[5] einmal eine Felshöhle im Rofnerwaldgute bei Naturns und sagt, es habe „eine Gestalt, als ob zwei Gäule zusammengewachsen wären mit nur *einem* Kopf und nur *einem* Schweif, aber an jeder Seite zwei Paar Beine". Er kannte also das Wildg'fahr, wie er selber gelegentlich bemerkt, auch als „ein einzelnes, umgehendes, grauenhaft spukendes Ungetüm". Auch bei Münster im Unterinntal geht ein solches Wild'gfahr um. Es ist ein mit großem Getöse dahinrollender Wagen voll kohlschwarzer Vögel, so groß wie Geier[6]. Alpenburg bringt noch andere Beispiele bei, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen wollen, da das Wilde G'fahr für uns zunächst als das in Betracht kommt, was es ursprünglich ist, nämlich als Totenheer. Es genügt daher ein Hinweis auf ein Wildg'fahr bei Vöran ob Meran, eines im oberen, zu Tirol gehörigen Talgebiet in der

[1] Innsbruck 1859.
[2] S. 4—8, 18 und 238.
[3] Brixen 1897.
[4] S. 36, 153, 232 f., 400 f., 517 und 656.
[5] Zürich 1857.
[6] S. 54.

Riß, auf die Entführung eines Kindes durch das Wildgejaid in der Wildschönau, wobei auch die in ganz Deutschland bekannte Sage wiederkehrt, man könne sich vor dem Wilden Heer dadurch schützen, daß man sich mit abwärts gewandtem Gesicht platt auf den Erdboden wirft, endlich auf die Wildg'fahrhöhle am Sonnenberg ob Naturns bei Meran, durch welche die Wilde Fahrt der Volkssage nach aus- und einzieht.[7] Danach liegen also bei Naturns gleich zwei solche Behausungen der Unterirdischen, als welche sich die fahrenden Totengeister durch ihren Aufenthalt im Innern des Berges zu erkennen geben.

Ein ganz besonders charakteristischer Zug dieser Sage ist der von zerrissenen und stückweise an die Haustüren gehängten Leibern von Menschen oder von Saligen Fräulein, auch kurz die Saligen genannt, wie diese im Schoß der Berge wohnenden weiblichen Totengeister aus dem Gefolge der Frau Holle heißen. Zingerle, Heyl und Alpenburg wissen von solchen Opfern des Wildg'fahrs und der Wilden Männer wiederholt zu erzählen, womit schon die Zugehörigkeit dieser zu jenem bezeugt ist. Der erwähnte Sagenzug bildet eben gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Wilden G'fahr und den Wilden Männern, vielleicht das stärkste, aber nicht das einzige, wie sich allmählich zeigen soll.

Unter Zingerles Geschichten von der Wilden Fahrt befindet sich die von dem Männlein, das von der Fahrt in vier Stücke gerissen wurde. Eines davon hing dann an einer Haustür.[8] Von den Wilden Männern erzählt er, sie seien als Feinde und Verfolger der Salgen[9] bekannt, die sie wie Spinnweben zerrissen. Die Sagen vom Aufhängen von Leichenteilen an den Haustüren stimmen alle darin überein, daß dies zur Strafe für eine gewisse übermütige Neckerei geschehe. Jemand ruft nämlich dem Wilden Jäger oder dem Wilden Manne zu, er solle ihm doch auch ein Stück von seiner Beute geben, worauf er dann am nächsten Morgen die beschriebene Entdeckung macht. So hängt nach Zingerle der Wilde Mann einem solchen Übermütigen das Viertel einer Saligen, einem zweiten und dritten einen halben Leichnam an die Tür oder den Türpfosten, einem vierten ein Stück eines Wilden Fräuleins an den Nagel, einem fünften ein halbes Waldfräulein an die Tür.[10] Wie Zingerle weiß auch Heyl dieselben Geschichten wie von der Wilden Fahrt, so auch vom Wilden Mann zu erzählen. So heißt es bei Heyl, das Wildg'fahr habe einmal einem Necker einen halben Leichnam, einem zweiten ein halbes Weib, einem dritten einen Totenkopf an die Haustür geheftet. Ein armer Mann bittet ein Hündchen (!) um ein Stück seiner Beute und findet am nächsten Morgen einen halben Menschenleib an der Schnalle (Klinke). Auch der Wilde Mann hängt nach Heyl an eines Neckers Tür ein Stück eines toten Menschen, an die eines andern ein halbes Weib, an die Tür eines dritten eine halbe Kindesleiche und an eines Bauern Tür einen halben Menschen. Diesmal anscheinend ohne daß eine Neckerei vorausgegangen wäre.[11] Auch nach Heyl verfolgt der Wilde Mann genau so wie das Wildg'fahr die Saligen, die in den Felsen wohnen — einmal zerreißt er sogar den Necker[12] —, desgleichen nach Alpenburg in der Geschichte von der Saligen ob Haid und dem Hirten. Dieser bittet sich von dem eine Salige verfolgenden Wilden Mann ein Viertel seiner Beute aus und findet es richtig am andern Morgen am Türpfosten. Alpenburg knüpft daran eine ähnliche Geschichte von dem Bauer in Hippach, dem der Wilde Mann eine der Länge nach auseinandergerissene Salige aufs Dach wirft.[13]

Nach Zingerle trägt der Wilde Mann als Stecken einen samt den Wurzeln ausgerissenen Baum. Er ist dicht in seinen Mantel gewickelt und trägt den breitkrempigen alten Hut tief in die Stirn gedrückt. Auch Zingerle erkennt ihn nach dieser Beschreibung als Wodan, den Anführer des Toten- oder Geisterheers. Er ist mit zottigen Haaren bewachsen, ein Zug der

[7] S. 69 f., 55.
[8] A. a. O. S. 9.
[9] Man beachte diese Schreibweise!
[10] S. 24, 78, 79, 80.
[11] S. 232, 233, 239, 351, 401, 518.
[12] A. a. O. S. 241, 344, 346 f., 408.
[13] A. a. O. S. 29 ff.



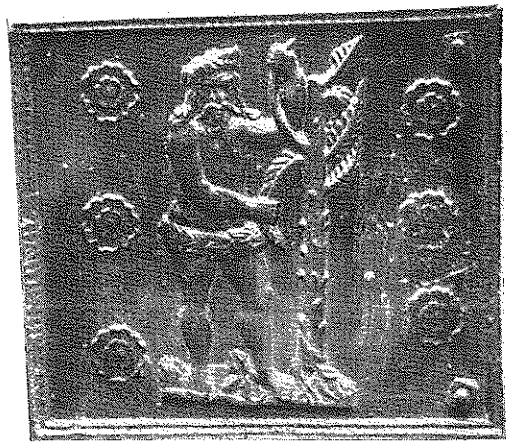
Aufn. Ahnenerbe (Lehmann)

Abb. 1. Der Wilde Mann als Schießscheibe. Im Buche der Schützengilde zu Brieg a. O., Bez. Breslau, v. 7. 6. 1656

Sage, der später erklärt werden soll. Einmal wird er geschildert mit rotem Bart und goldenem Bocksgespann. Da ist er also ausnahmsweise nicht der Kriegs- und Totengott Wodan, sondern der Bauerngott Donar, auf den diese Beschreibung Zug für Zug paßt. Der Wilde Mann hat Hunde bei sich und wohnt im Walde. In Ulten war sogar ein Wildemannspiel im Brauch. Leider wird nicht gesagt, ob es sich um ein dramatisches Spiel oder um einen Umzug nach Art der Berchten- und Schemenläufer handelt, der das Wildg'fahr vorstellen sollte[14]. Auch nach Heyl sind die Wilden Männer Jäger, die mit schwarzen Hunden jagen. Einmal wird ausdrücklich gesagt, daß zwei schwarze Hunde eines Wilden Mannes Begleiter, ein andermal, daß es große Hunde seien. Es fällt nicht schwer, in diesen zwei Hunden Wodans Wölfe wiederzuerkennen, die noch Hans Sachs Gottes Jagdhunde nennt. Daß der Wilde Mann auch Jagd auf ungetaufte Kinder macht, erklärt sich aus einer Verschmelzung dieser mit der Sage von Perchta, der Anführerin der ungetauft verstorbenen Kinder — man wird an Hekate, die hellenische Perchta, und die vorzeitig Verstorbenen (aoroi) in ihrer Gesellschaft erinnert — und mit der Sage von der Jagd der Wildmänner auf Salige. Die Volkssage kann eben ihre Elemente nur selten ganz rein auseinanderhalten. Auch der Wilde Mann jagt in der Dreikönigsnacht, mit der die Zeit der heiligen Zwölf Nächte, also der germanischen Wintersonnwendfeier, endet. Im Bacher Wald in Eggen geht ein gespenstischer Schimmel (s. o.) und ein gespenstischer Wolf um, „ein Wolf, der doch kein rechtschaffener Wolf ist". Dieser könnte ein Werwolf sein, der in der germanischen Kultsage eine so große Rolle spielt; man könnte jedoch auch an eine Beziehung auf Wodans Wölfe und somit auf den Wilden Mann und den Wilden Jäger denken. Sicher ist das bei dem gespenstigen Schimmel der Fall. Der Gott zeigt sich nämlich manchmal in der Gestalt des ihm geheiligten Tiers. Der Wilde Mann hat einen langen Bart, ist behaart, reißt Bäume aus (s. o.), führt auch mitunter eine lange Eisen-

[14] S. 78, 82—84.

stange, geht manchmal ohne Kopf einher (s. o.), ein Zug, der ihn eindeutig in Wodans Gefolgschaft einreiht, er hat einen großen Hut auf (s. o.), kann also nur Wodan selbst sein. Wenn die Wilde Jagd vorüberzieht, müssen Türen und Fenster geschlossen werden. Daher ergrimmt der Wilde Mann über offene Haustüren[15]. Sehr beachtenswert ist endlich, was Heyl über die Wohnungen der Wilden Männer zu erzählen weiß. Bei der Gstalder Mühle in Spiß ist das Fanggenloch — die Fanggen sind den Saligen artverwandt — also ein Eingang in die Unterwelt, das Totenreich, die Behausung der Wilden Männer und Wilden Fräulein, eben der Saligen. Wilde Männer hausen auch in Villnös, bei Unterinn, im Sarntal, auf dem Ritten, auf der Seiser Alm, in Deutsch- und Wälschnoven. Ein Wilder Mann, der Gletschmann genannt, geht um zwischen Gummer und Wälschnoven, beim Kohler und Kafmann vorbei, geht auch beständig auf dem Tierser Weg von Gletsch bis zum Hartmannsbrunnen hin und her, hält also genau so wie das Wildg'fahr gewisse Wege ein. Auch unter den Felswänden des Rosengartens und seiner Umgebung gehen Wilde Männer um, darunter der sogenannte Jocherer Wilde oder Hagemann, anscheinend kein anderer als der erwähnte Gletschmann, desgleichen in Tiers, auf dem Schlern, im Bacherwald auf Eggen (s. o.). Im Montiggler Walde haust ein Wilder Mann, und hinter Puntweil im Vintschgau gibt es sogar einen Wald Wildermann, weil da ein solcher sich aufhielt[16]. Wo immer also die Wilde Fahrt durchzog, da gab es auch Wilde Männer und umgekehrt, selbst da, wo das nicht ausdrücklich überliefert ist, da selbst ein so fleißiger Sammler wie Heyl nicht alle Sagen dieser Art erfaßt haben mag. Bedarf es da noch weiterer Beweise dafür, daß die Sagen vom Wilden G'fahr und von den Wilden Männern einer Wurzel entsprungen sind? Wir haben es hier augenscheinlich nicht mit zwei Sagen, sondern mit einer einzigen zu tun, wobei uns der Wilde Mann bald als einer unter vielen seinesgleichen, bald als einzelner oder als der Anführer der ganzen dämonischen Schar entgegentritt.



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Abb. 2. Ofenplatte einer Harzer Hütte um 1600 (Quedlinburg)

Wie weitverbreitet diese Sage in Tirol war, bezeugen auch die vielen Wirtshäuser, die nach dem Wilden Manne genannt wurden, die Wandgemälde, die ihn darstellen, und nicht zuletzt die vielen Tiroler Wappen, die ihn im Schilde führen, wobei man sich bei der Wahl der Wappenembleme bald mehr, bald minder streng an die sagenhafte Überlieferung hielt. So erscheinen zum Beispiel als solche ein entwurzelter oder gestürzter Baum, ein gestümmelter Baumast oder Prügel, ein halbgespaltener Baumstamm, den der Wilde Mann auseinanderreißt, ein Astprügel, ein Zweig, daneben aber auch eine Keule, die wie der Baum oder Prügel geschultert oder auch abgestreckt getragen wird, um nur die natürlichen Embleme zu nennen, die hier allein für uns in Frage kommen[17].

Die eingangs erwähnte Übereinstimmung der Sagen vom Wildg'fahr und Wilden

[15] S. 147, 342, 351, 346, 373, 374, 344, 345.
[16] A. a. O. S. 24, 147, 235, 236 ff., 342, 344 ff., 351 f., 373 f., 481, 703.
[17] Siehe die Beschreibung der Tiroler Wappen mit dem Wilden Mann als Wappenfigur bei Konrad Fischnaler, Wappen- und heraldisch-sphragistische Studien aus Alttirol (Innsbruck 1937). S. 285—291.

Mann erstreckt sich über Tirol hinaus auf ganz Deutschland. Das soll nun an den einzelnen Zügen der Sage, wie sie oben aufgezeigt wurden, dargetan werden. Wir wollen diesem Vergleiche die Angaben des bahnbrechenden und Richtung weisenden Werkes „Kultische Geheimbünde der Germanen" von Otto Höfler[18] zugrundelegen, das sich hierzu insofern vortrefflich eignet, als es von nahezu sämtlichen einschlägigen Quellen gespeist wird. Zur Ergänzung sollen Erich Jungs „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit"[19] herangezogen werden.

Vorausgeschickt sei, daß das Wilde Heer ein solches ekstatisch rasender Totenkrieger ist. Diese Raserei kommt am stärksten in den Namen zum Ausdruck, die es auf alemanischem Sprachgebiet führt. So heißt es in der Schweiz bei Luzern Wuotis Heer, ursprünglich Wuotanes her, in Schwaben Muotes (statt Woutis) Heer, im Elsaß (1516) Wuetten Hör, doch kommen diese und ähnlich lautende Namen der Sprachwurzel wuot auch in anderen deutschen Landen vor. In Bayern ist es unter dem Namen Wilde Fuhrleute, auch Wilde Schiffsleute, mit deutlichem Hinweis auf den kultischen Schiffswagen (s. u.), im Rheinland als feurige Jagd, im Norden als Odens Jagd bekannt[20].



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Abb. 3. Der Wilde Mann. Lüneburger Kuchenmodel 17. Jh.

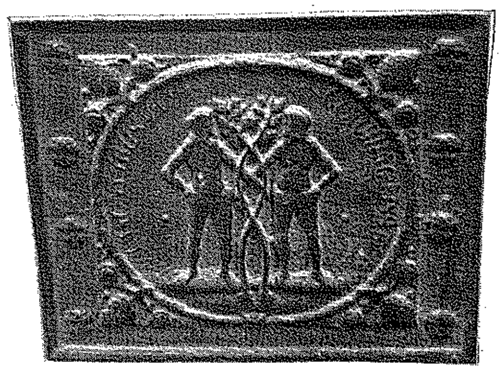
In Tirol zieht also Heinrich der Welfe als Wilder Jäger um. Als Führer der Wilden Jagd erscheinen in der deutschen Volkssage auch Kaiser Karl, König Waldemar von Dänemark und König Artus. — Der Wilde Jäger sitzt als schwarzer kopfloser Reiter auf einem großen Schimmel. Schwarz ist sozusagen die Leibfarbe des dämonischen Totenheeres, ein Zug der Sage, der in der gesamten Überlieferung bald mehr bald weniger deutlich hervortritt. Der Wilde Jäger ist oft selbst ohne Kopf. Die Zimmersche Chronik bemerkt bei der Schilderung des Muetesheers, ein Teil der „wunderlichen Reuterei" hätten keine Köpfe gehabt. Auch nach Mitteilung J. Agricolas in seinem Buche „Siebenhundertfünfzig deutsche Sprichwörter" (Wittenberg 1592) erschienen im Wütenden Heer zu Eisleben und im ganzen Land zu Mansfeld Leute ohne Kopf. Der schwäbische Breithut (Wodan) fährt mit zwei, auch vier kohlrabenschwarzen Pferden ohne Köpfe. In diesen kopflosen Pferden lebt, wie uns dünkt, die Erinnerung an die germanischen Opferrosse weiter, die man nach der Tötung zu zergliedern pflegte. Der abgehauene Pferdekopf spielte dabei eine ganz besondere Rolle[21], wie noch heutzutage Pferdeköpfe auf Dachgiebeln bezeugen. In der Straßburger Chronik von 1516 wird erzählt, im Wütenden Heer seien Mit-

[18] 1. Band (1934, Frankfurt a. M.).
[19] Zweite Auflage (München—Berlin 1939). Leider läßt nicht nur Jung, sondern auch Höfler die Tiroler Sagen vom Wilden G'fahr und von den Wilden Männern völlig außer acht. Diese empfindliche Lücke zu füllen ist der Hauptzweck der vorliegenden Arbeit.
[20] Höfler a. a. O. S. 70, 109, 313, 95, 103.
[21] S. 328. In diese Reihe gehört sicher auch der Kopf des Rosses Falada in dem Märchen von der Gänsemagd bei Grimm, der die Gabe der Sprache und der Weissagung hat und über einem Tore angebracht ist. (Plaßmann.)



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)
Abb. 4. Der Wilde Mann auf einem Doppeldukaten von Braunschweig-Lüneburg 1596

läufer gewesen, die den Kopf in den Händen getragen hätten. Dieser Zug der Sage erklärt sich damit, daß Wodan nicht nur der Gott der Kriegsgefallenen, sondern auch der Gehenkten und Enthaupteten war. Daß Roß und Reiter keinen Schatten warfen, steht in der Tiroler Sage vom Wilden Heer vereinzelt da, erklärt sich jedoch aus dessen Charakter als Toten-, also Gespensterheer, da Gespenster nach der Volkssage keinen Schatten werfen. — Das Roß gilt allgemein als Totentier. Es ist nicht nur Wodans Reittier, er selbst erscheint zuweilen in Roßgestalt, desgleichen in der schwäbischen Volkssage der Wilde Jäger, der eben kein anderer ist als Wodan. Schon Tacitus erwähnt die weißen Rosse in den heiligen Hainen der Germanen. Sie waren ohne Zweifel dem Wodan geweiht, zumal da aus ihrem Wiehern geweissagt wurde und der Runengott Wodan auch Gott der Weissagung war. Auch als dämonische Totenpferde kommen Schimmel und Rappen bei den Germanen vor. Der gespenstische Schimmelreiter ist aus Storms Novelle bekannt. Im Volksbrauch des Schimmelreitens lebt dieses Totenpferd weiter. Im Rheinland sprengt der „weiße Schimmel“ zu heiligen Zeiten nachts durch den Wald. Das in der Tiroler Sage „Wildg'fahr“ genannte achtbeinige Roß in der Felshöhle bei Naturns hat schon Mahlschedl als das Totenpferd der nordischen Sage erkannt. Es ist Odins Sleipnir, den auch gotländische Grabsteine zeigen, aber ebenso das Geisterroß der Schwarzwälder Volkssage. Auch das andere Wildg'fahr, der Wagen voll kohlschwarzer Vögel bei Münster, ist insofern merkwürdig, als wir in ihm den in der deutschen Volkssage häufig vorkommenden altgermanischen Kultwagen wiedererkennen. Die Sage von diesem Gefährt geht wahrscheinlich auf den uralten Umzug mit dem Schiffswagen (Carrus navalis, davon Carneval) zurück, der schon in den nordischen Felszeichnungen der Bronzezeit auftaucht und noch im Nürnberger Fastnachtsspiel vorkommt. Auch der von Tacitus erwähnte Umzug mit dem Wagen der Nerthus hängt wohl damit zusammen. Im Böhmer Wald fehrt dieses Gefährt als riesiger schwarzer Geisterwagen wieder, der neben dem Schwarzen Mann, nämlich dem Wilden Jäger, langsam einherfährt. Auf diesem Wagen sitzen nach der Volkssage gewöhnlich abgeschiedene Menschen, in der Steiermark zum Beispiel böse Dienstmägde. Die schwarzen Vögel der Tiroler Sage können trotz ihrer sichtlich übertriebenen Größe wohl nur Raben, die dem Walvater Odin heiligen Vögel sein. — Die dem Zuge durchs Brantental nachwatschelnde krumme Gans scheint sich aus der Gefolgschaft der Frau Holle in die des Wilden Jägers verirrt zu haben. In anderen Sagen vom Wilden Heer kommt sie, soweit wir sehen, nicht vor. Dagegen steht die Sage von der Entführung eines Kindes durch das Wildegejaid in der Wild-



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)
Abb. 5. Wilde Männer mit verschlungenen Bäumen. Ofenplatte einer Harzer Hütte um 1600 (jetzt Quedlinburg)

schönau nicht vereinzelt da. Daß das Wilde Heer Menschen, die ihm in den Weg kommen, entführe, wird nämlich auch in Thüriger und Böhmer Waldsagen erzählt. Als Zeit dieser Umzüge wird in Tirol meist die Dreikönigsnacht, also die letzte der hochheiligen Zwölf Nächte, genannt, in denen nach der elsässischen, schwäbischen, bayrischen und nordtirolischen Volkssage das Wütende Heer am wildesten tobt[22].

Über ganz bestimmte Wege, welche das Wilde Heer bei seinen lärmenden Umzügen einhält, bringt Höfler im Kapitel „Örtliche Gebundenheit des Dämonentreibens“ so viele Beispiele aus ganz Deutschland, leider mit Ausschluß Tirols, daß wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen müssen. Im engsten Zusammenhang damit stehen die Nachrichten über die Wohnungen des Wilden Heeres, die in Tirol durchweg im Innern der Berge gelegen sind. Es sind also sogenannte Totenberge, in denen das Tiroler Wildg'fahr daheim ist, womit dieses zur Genüge als ein Heer von Totengeistern gekennzeichnet ist. Solche Berge sind in Schweden oft mit dem Namen Odins verknüpft, wie dort unser südgermanischer Wodan heißt. In Totenbergen hausen auch die Tiroler Saligen Fräulein, die vom Wildg'fahr und den Wilden Männern verfolgt werden. Da ist es nun höchst seltsam, daß nach dem Zeugnisse des Luzerner Stadtschreibers Renwart Cysat aus dem 17. Jahrhundert dort auch das Wütende Heer die „seligen Leute“ genannt wurde, womit doch deutlich genug gesagt ist, daß das ganz andere Selige waren als die des christlichen Himmels, eben, wie schon bemerkt, die Verstorbenen. Cysat nennt nämlich als solche Selige „die lieben Seelen der Menschen, die durch Unfal, Kriegs- oder Nachrichters Gewalt sterbent vor jrem gesetzten Zil“, also durchwegs Totengeister aus dem Gefolge Wodans[23].

Die Saligen Fräulein werden also in Tirol vom Wildg'fahr und den Wilden Männern gehetzt und zerrissen. Auch in steirischen Sagen wird von dem Wildfrauen verfolgenden Wilden G'jaid erzählt. In anderen Gegenden Deutschlands sind es die Moosweibchen, welche der Wilde Jäger verfolgt und zerreißt, auch wohl ein Stück seiner Beute dem Necker oder Spötter zuwirft, worauf schon Alpenburg hingewiesen hat, der an die Moos- und Holzweibelsagen im Vogtland und im Fichtelgebirge erinnert. Dagegen tritt der Zug der Sage, „daß der Wilde Jäger einem dämonischen Weibe nachsetze und die Erjagte dann quer vor sich hin über das Roß werfe“, der nach Höfler „über einen sehr großen Teil Deutschlands und des skandinavischen Nordens hin bekannt“ ist und sich auch in der Schweizer Sage von der Jagd des Wilden Jägers auf das Posterli oder Streggele (vom lat. striga, Hexe), ein Wildweib ausgesprochen hexischen Charakters, wiederfindet, in Tirol zurück. Auch die in Norddeutschland, Niedersachsen und Westfalen, in der Mark, in Schlesien und bei den Wenden des Spreewalds heimische Sage, daß der Wilde Jäger dem Spötter eine Pferdekeule zuwerfe — ein Zug, der offenbar mit den germanischen Pferdeopfern zusammenhängt —, ist in Tirol unbekannt. Hierzulande tritt eben das Viertel oder die Hälfte einer zerrissenen Saligen an die Stelle der Roßkeule[24].

Die Sage von den Wilden Männern wurde in Tirol viel reicher ausgestaltet als in anderen deutschen Ländern. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Vergleich dessen, was Höfler im Kapitel „Wildmänner“ zu sagen hat, mit dem was wir selbst auszugsweise über diese Sagengestalt bringen konnten. Die bereits erwähnte innige Verbindung dieser mit der Sage vom Wilden G'fahr oder Heer erklärt es, daß in ersterer Züge auftauchen, die man sonst in letzterer suchen würde. Vor allem finden wir erst in den Tiroler Sagen vom Wilden Mann die genauere Beschreibung Wodans als des Wilden Mannes schlechthin. Da ist zunächst sein Mantel, in den er sich „dicht gewickelt“ hat. Im altnordischen Mythos heißt Odin geradezu der „Mantelmann“. Höfler spricht von Odinsnamen wie den altnordischen Grimr und Grimnir, „die diesen Gott als den Vermummten bezeichnen“.

[22] S. 42, 278, 51, 38, 39, 79, 313, 37 ff., 46, 84 ff., 78, 75, 16.
[23] S. 33. S. auch S. 313 f., 251, 245.
[24] S. 55, 113, 68, 276, 143, 144, 278.

Ferner trägt der Wilde Mann den breitkrempigen alten Hut — alt bedeutet hier wohl altmodisch — tief in die Stirn gedrückt. Er trägt also einen sogenannten Schlapphut und das ist auch einer der vielen altnordischen Odinsnamen. Höfler schreibt: „es (nämlich das altnordische Schrifttum) zeigt uns Odins Antlitz durch einen tief in die Stirn hängenden Hut halb verhüllt". In Schwaben heißt der Führer der Wilden Jagd Breithut oder Langhut, im Böhmer Wald trägt er einen breitkrempigen, in Schlesien einen blauen Hut, in Sachsen wird Wodan Blauhütel genannt. Auch nach schwedischem Volksglauben trägt Oden einen Hut mit breiter Krempe. Daß der Wilde Mann mit zottigen Haaren bewachsen ist, bezieht sich wahrscheinlich auf Wodans Mantel. Der altnordische Odinsname Lodungr scheint nämlich den Träger eines zottigen Mantels zu bezeichnen. Der Wilde Mann hat ferner Hunde bei sich, mit denen er jagt. Der Hund ist wie das Roß ein Totentier und erscheint wie dieses im Totenzug. Manchmal erscheint der Wilde Mann selber als Hund, was damit zu erklären ist, daß der Gott nicht selten die Gestalt des ihm heiligen Tieres annimmt. In Schweden folgen Oden schwarze zottige Hunde nach. Im Odenwald geht ein schwarzer, lautgebender Hund um, von dem die Leute sagen, er sei der Wilde Jäger. Hekate, die hellenische Totengöttin, wird in Hundegestalt, mit Hundekopf dargestellt. Auch der indische Totengott Rudra wird von Hunden begleitet. Der gespenstische Schimmel, der im Bacher Wald in Eggen umgeht, ist selbstverständlich wieder Wodan, es war davon schon wiederholt die Rede. Auch daß der Wilde Mann manchmal ohne Kopf einhergeht, wurde bereits erklärt. Der Wilde Mann reißt Bäume aus. Es ist das vielleicht der einzige Zug der Sage, der sich nicht kult- (s. u.), sondern nur naturmythologisch erklären läßt. Die ausgerissenen Bäume haben wir uns nämlich ursprünglich als vom Sturm entwurzelt zu denken. Dieser Zug taucht zuerst in der Sage von der Mesniée Herlequin auf, wie das Wilde Heer in der nordfranzösischen Sage wohl westfränkischen Ursprungs heißt. Auch im altfranzösischn Gedicht von „Luque la Maudite" kommen Bäume ausreißende Harlekinleute, zu deutsch Wilde Männer, vor. Als Tiroler Wappenfiguren erscheinen sie mit über die Schulter geworfenen ausgerissenen Bäumen, einmal führt einer eine eiserne Stange, die gleichfalls der Tiroler Volkssage entstammt (s. o.). Der Zorn des Wilden Mannes über offengelassene Haustüren erklärt sich aus dem geheimkultischen Charakter dieser Umzüge, wovon noch die Rede sein soll. Von dem was über die Wohnungen der Wilden Männer in der Tiroler Sage erzählt wird, ist besonders die Nachricht bemerkenswert, daß sie im Fangenloch bei der Gstalder Mühle in Spiß hausen sollen. Diese Höhle galt nämlich offenbar als Eingang in einen Totenberg. Totenberge aber haben wir bereits in Sagen vom Wildg'fahr als dessen Behausungen kennengelernt. Da nun die Sagen vom Wildg'fahr und den



Abb. 6. Grabstein des zu Flaurling im Oberinntale bestatteten Magisters Sigismund Ris.
Der „Bärenhäuter" mit dem gespaltenen Baum

Wilden Männern nahezu völlig übereinstimmen, so dürfen wir annehmen, daß nach dem Tiroler Volksglauben auch die Wilden Männer im Innern der Berge wohnen, auch wo das nicht ausdrücklich gesagt ist, das heißt aber, daß auch sie ursprünglich Totengeister sind[25]. Wie sich also wiederholt gezeigt hat, gehören in der Sage Tirols die Wildmänner und Wildweiber zusammen; denn auch die Fanggen und Saligen sind solche Wilde Weiber — trotz der Feindschaft, die sie entzweit. Daß dies auch in anderen Gegenden Deutschlands der Fall ist, bezeugen nicht nur die bereits erwähnten Sagen von den Holz- und Moosweiblein; auch nach Jung sind der Wilde Mann und das Wilde Weib in ganz Mitteldeutschland, besonders im Oden-, im Westerwald und in Hessen daheim, wo auch viele Ortsnamen an sie und die über sie umgehenden Sagen erinnern. In der Wetterau lebt der Wilde Mann noch als Balkenfigur in der ländlichen Holzbaukunst fort[26].

Der Grund, warum so viele Wirtshäuser den Wilden Mann im Schilde führen, hat erst Höflers Forschung erhellt. Er führt den Ursprung dieser Beschildung auf das sogenannte Männerhaus zurück, in dem sich die Teilnehmer an den kultischen Umzügen, welche das Wilde Heer darstellten — es sei das hier gleich vorweggenommen —, zu kultischen Gelagen versammelten. Danach wären also solche Männerhäuser die ersten Wirts- oder Gasthäuser zum Wilden Mann gewesen. Höfler drückt sich zwar nicht ganz so bestimmt aus, aber wir können das um so getroster tun, da wir wissen, daß zum Beispiel die sogenannten Schemenläufer in Tirol, deren Brauchtum allem Anschein nach auf dieselbe Wurzel zurückgeht, welcher der kultische Umzug der Darsteller des Wilden Heeres entsprungen ist, sich nach dem Umzug in gewissen Wirtshäusern zu versammeln pflegen, wo gleichfalls Gelage gefeiert werden, deren kultischer Charakter allerdings wie der des Schemenlaufs selbst trotz aller künstlichen Auffrischung schon längstens verflacht ist[27].

Vom Sinn der isländischen Dichtung des 13. Jahrhunderts

Von Friedrich W. Müller

Betrachtet man die Überlieferung der altnordischen Literatur, jener reichsten Quelle unserer Kenntnis des frühen Germanentums, im Zusammenhang mit der des südgermanischen und angelsächsischen Schrifttums, so fällt auf, daß die Aufzeichnung dieser altnordischen Texte erst zu verhältnismäßig sehr später Zeit einsetzt und vor allem in einem nur sehr eng begrenzten Zeitraum erfolgt. Erst im 12. Jahrhundert läßt sich auf Island, wie auch in Norwegen, die Benutzung der lateinischen Schrift zur Aufzeichnung größerer Texte nachweisen; die ältesten uns erhaltenen Handschriften sind vorwiegend *geistlichen* Inhalts (das Christenrecht von 1117/18 sowie die ausgesprochen kirchlich gerichteten Fassungen der Sagas von Olaf dem Heiligen und Olaf Tryggvason). Bis 1200 sieht es so aus, als sollte die altnordische Überlieferung das Schicksal der deutschen teilen und von einem gleichförmigen geistlichen Zweckschrifttum der Möglichkeit, auf Pergament späteren Geschlechtern erhalten zu bleiben, beraubt werden. Dann aber schenken uns das 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts jene Fülle von Aufzeichnungen rein „weltlicher" Art, die es uns ermöglicht, unsere Kenntnis von den Kultur- und Glaubensverhältnissen der Germanen aus vorchristlicher Zeit wesentlich zu ergänzen. Die Aufzeichnung der isländischen Familiensagas und der großen Geschichtswerke überrascht in diesem Zusammenhang nicht so sehr; wenn in ihnen auch viele unschätzbare Nachrichten über das Glaubensleben unserer Vorfahren enthalten sind, so machen doch ihre Schreiber aus ihrer

[25] S. 68 ff., 71, 77, 73, 41, 42, 261.
[26] Jung a. a. O. S. 107 ff.
[27] Höfler a. a. O. S. 244.

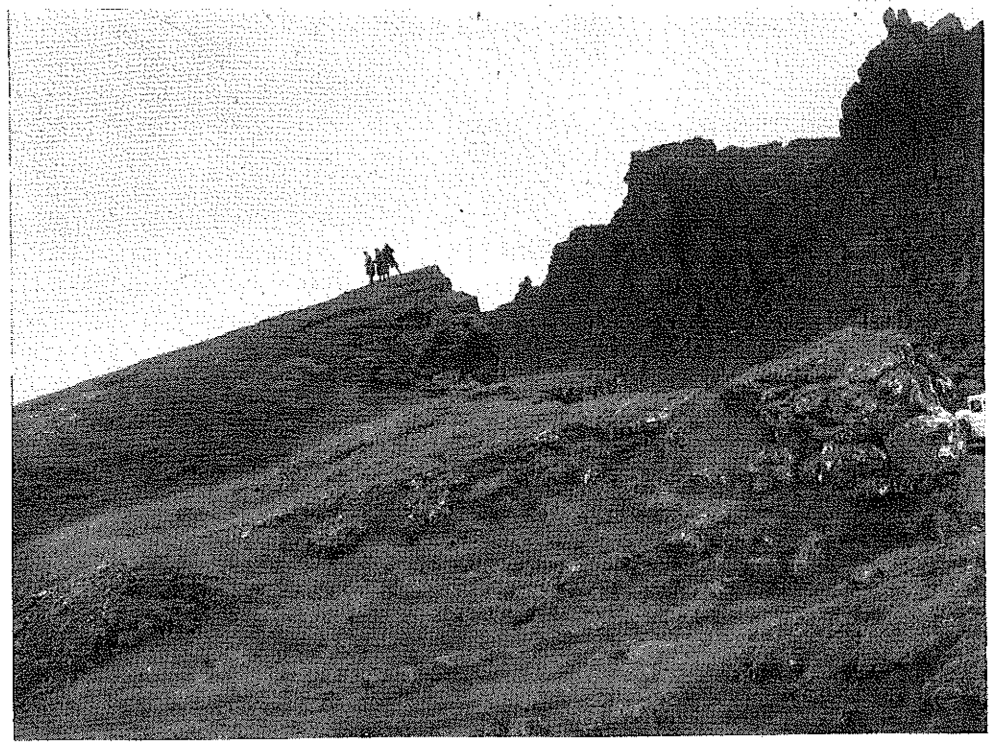


Abb. 1. Island. Thingvellir. Plattform des Löyberges oder Gesetzberges. Im Hintergrund schneidet sich tief die seltsame Erdspalte der Allmännerschlucht ein
Aufnahme H. Ißleib

christlichen Einstellung kein Hehl. Daß aber mehr als 200 Jahre nach Einführung des Christentums auf Island nicht nur eine große Sammelhandschrift von alten Götterliedern aus z. T. noch urheidnischer Zeit angefertigt werden kann und dazu ein Werk, das ausdrücklich den Zweck verfolgt, die Kenntnis von diesen alten Mythen und Sagen wachzuhalten, ist ein in der germanischen Bekehrungsgeschichte einzig dastehender Vorgang. Ich meine die beiden E d d e n. Daß auch die sog. Lieder-Edda, von der wir nur eine um 1265 angefertigte Abschrift besitzen, und deren Vorlage in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren ist, mit der Gestalt des S n o r r i S t u r l u s o n, des Verfassers der sog. Prosaischen Edda, in Zusammenhang zu bringen ist, steht außer Zweifel, wenn auch über das Verhältnis dieser Liedersammlung zu Snorris Person noch keine einheitliche Meinung herrscht.

Snorri muß gewußt haben, daß er an einem geistigen Wendepunkt stand. Die große Zeit Islands war vorbei, die Zeit der selbstgewählten und stolz durch drei Jahrhunderte bewahrten „splendid isolation" ging ihrem Ende entgegen. Snorri sah seine Zeit mit anderen Augen an als wir es heute tun. Wir kennen die Zeit, die nachher kam, können die Entwicklung der großen geschichtlichen und geistigen Mächte übersehen, die sich damals erst anbahnte. Wir wissen, was die Einführung des Christentums für die germanische Menschheit im allgemeinen und für Norwegen-Island im besonderen bedeutete, wir wissen „ex eventu", daß nach 1250 wirklich eine andere Zeit für Island anbrach, sehen noch einen letzten Höhepunkt isländischer Dichtung in Asgrims „Lilja" aufleuchten, und dann taucht Islands geistiges Leben unter in der langen, dunklen Zeit.

Sicherlich meint jede Generation, daß sie zu etwas Neuem, Besonderem bestimmt sei,

meint wahrere Gesichtspunkte und Maße zu haben, um die Dinge zu messen, als es die Väter taten. Und doch kommen in gewissen Abständen immer wieder Zeiten, in denen die Menschen das deutliche Gefühl haben, daß etwas zu Ende gegangen ist, über das sie nicht hinaus können. Es braucht nicht unbedingt die gewaltige, alle Nachfahren erdrückende Schöpfung eines einzelnen zu sein, es kann die durch Generationen hindurch immer mehr herausgebildete Vervollkommnung einer bestimmten geistigen Richtung, einer Betrachtungsweise, eines Kunstideals sein, die sich immer mehr von dem Nährboden der lebendigen Empfindung entfernt, immer subtiler, kunstvoller und — dünner wird, bis schließlich einer mit hellen Augen den Finger ausstreckt und sagt wie in Andersens Märchen: „Aber er hat ja gar nichts an!" Das ist der gefährliche Augenblick, denn nun ist der Bann gebrochen, nun schreit alles: „Er hat ja gar nichts an!" und — verfällt ins gegenteilige Extrem.

Die Achtung vor der ehrwürdigen Tradition der Stabreimpoesie als d e r Dichtung, der viel stärker als beim Modernen vorhandene Sinn für das Magische in jeder Dichtung ließ auf dem abgeschlossenen Boden Islands eine völlige Abkehr vom Alten nicht zu: es ist bezeichnend, daß die Folkevise[1] auf Island nie festen Fuß fassen konnte. Zudem ist die Entwicklung der norwegisch-isländischen Skaldendichtung keine absolut gradlinige, folgerichtige: die Forschungen von Helmut de Boor und Jan de Vries geben uns Einblick in die geistig-religiösen Untergründe dieser scheinbar von Anfang an so inhaltsarmen Dichtungsart. Aber einmal, nach 1200, stockte der reiche Strom, und als er nach 1250 wieder einsetzt, da klingt er anders, wenn auch die Form wenig Veränderungen zeigt.

Was war geschehen?

Der erste Skalde, den wir kennen, Bragi der Alte, zeigt schon eine solche Formvollendung, daß er unmöglich wirklich der älteste gewesen sein kann, der diese Dichtungsart anwandte. Eine lange Tradition muß vorhergegangen sein, wie bei Homer. Die Kenninge zeigen schon bald nach Bragi so weitgehende Komplizierung, daß Snorri im Kommentar zum Háttatál ausdrücklich vor Nachahmung in diesem Maße warnt. Aber Hendinge[2] und Stabsetzung, Zeilen- und Strophenlänge boten die Möglichkeit, Abweichungen zu bringen und Können zu beweisen.

Einmal aber kam der tote Punkt. Die Form der Skaldenstrophe, das Drottkvaett, war auf alle erdenkliche Weise abgewandelt und variiert worden. Der auf dem Untergrund des Mythos ruhende Schatz der Ausdrucksmittel, die Kenninge und Heiti, hatten sich so weit von ihrem Ursprung entfernt, daß die Verbindung abzureißen drohte zu den Vorstellungen, die ihnen zugrunde lagen; die alten Mythen fielen allmählich der Vergessenheit anheim, und damit lag die Gefahr der Begriffsverwirrung nahe, und der tragende Grundgedanke der skaldischen Kunst ging verloren.

Man hat der Skaldendichtung oft zum Vorwurf gemacht, daß sie reine Formvirtuosität ohne Inhalt sei. Das trifft zu, wenn man von den sonst bekannten Dichtformen ausgeht. Man verkennt dann aber ganz den besonderen Charakter dieser Kunstgattung. So mußte man denn auch Eddik und Skaldik als zwei ganz verschiedene Gattungen ansehen, zwischen denen es keine Brücke gibt, wenn auch in den Eddaliedern vereinzelt Kenninge vorkommen und bekannte Skalden eddischer Form sich nähernde Gedichte geschrieben haben. Wie alt die einzelnen Eddalieder sind, wissen wir nicht genau. Einige von ihnen reichen sicherlich, wenn auch nicht in der vorliegenden Form, in urnordische Zeit zurück. Aber schon um 800 tritt die Skaldendichtung auf den Plan, und zwar im Stadium relativer Vollendung. Also auch sie muß älter sein, und Eddik und Skaldik müssen schon vorher nebeneinander bestanden haben. Der beiden gemeinsame Zug ist die Beziehung zum M y t h i s c h e n.

[1] Die balladenartige Ritterdichtung des Nordens, in der zum Teil die germanische Heldensage fortlebte. Ihr äußeres Kennzeichen ist die Abkehr vom Stabreim und ihre Hinwendung zum romanischen Endreim. [2] Binnenreime.

Der Ursprung der germanischen Dichtung, wahrscheinlich der Dichtung überhaupt, liegt im Mythischen, im Magischen. Was in gebundener Rede gesagt wird, hat eine ganz andere Kraft und Gültigkeit als der bloße Bericht mit kunstlosen, ungebundenen Worten. Es ist kein Zufall, daß ein großer Teil der ältesten literarischen Bruchstücke Beschwörungsformeln, Zauberstrophen sind, die auf der Vorstellung beruhen, daß die kunstvoll geformte Rede Macht auch über die sonst verschlossene außer- und übermenschliche Welt gibt und daß sogar — auch das gehört hierher — ein einziges Wort, der Name des Angeredeten oder der eigene, Gewalt gibt über den Menschen oder die Macht, der man seinen Willen aufzwingen will.

Man wende nicht ein, daß gerade im germanischen Bereich die ältesten vollständig erhaltenen Denkmäler Heldenlieder sind, also menschliche Geschehnisse schildern. Zugrunde lag wahrscheinlich, zum Beispiel bei den Eddaliedern aus dem Nibelungenkreis, ein geschichtlicher Vorgang, manchmal auch nicht. Allen gemeinsam ist aber, daß sie ganz starken, urtümlichen Sehnsüchten und Gefühlen der Menschenseele entsprangen, die beispielhaft gestaltet wurden in einem Gedicht, in gebundener Rede. Es sind gar nicht so viele Saiten, die da angeschlagen werden, es sind die Stellen, bei denen der Mensch heraustritt aus seiner vegetierenden Einsamkeit, wo ihn ein Gefühl heraustreibt aus der dumpfunbewußten Atmosphäre des Essen, Trinken, Schlafen, Frau- und Kinderhaben, Kämpfen und Sterben; wo die Urtriebe sich einmal kreuzen, wo Fragen auftauchen wie diese, was größer sei, Sippentreue oder Gattenliebe, Freiheitsdrang oder Mannentreue, wo der Tod, der große Unbestechliche, auf einmal ungerecht erscheint, wo der Mensch mit brutaler Gewalt auf sich selbst, auf die eigene Entscheidung zurückgeworfen wird. — Solche Fragen sind uralt und ewig. Jeder kannte das Gefühl, viele kannten den Zweifel, die große Verlassenheit, einige kannten das Befreiende und Erhebende der tätigen Entscheidung, und wenigen war ein großes und schweres Schicksal gegeben worden, die stärksten Mächte ihrer Seele hatten gegeneinander gestanden, und unerhört war das Geschehen, als sie die Entscheidung trafen. Die Menschen horchten auf: hier war etwas geschehen, was jedem von ihnen widerfahren konnte, hier waren Gefühle aufgerührt, die sie alle ahnten oder kannten. Und dann formte ein Dichter ein Lied daraus, das sich erhielt. Dieses Geschehen, dieses Erleben in Wirklichkeit oder in der Phantasie eines großen Dichters und tiefen Menschen, wurde beispielhaft für alle, die es hörten, weil es Widerhall fand in ihren Seelen. Spätere, mehr bewußte Zeiten, entwickelten die Lyrik. Die alte Zeit dachte gegenständlich, in Beispielen.

Sind es beim Heldenlied die Beziehungen der Menschen untereinander, die die tragenden Gedanken bilden, so sehen wir im mythologischen Lied, wie der Germane dem Göttlichen gegenüberstand. Wo der Germane das Göttliche zuerst und am stärksten als wirkende Macht erlebte, wissen wir nicht, auch sind hier die Beziehungen zu den andern indogermanischen Völkern noch ungeklärt. Gleichviel, wir sehen, daß auch hier der Germane die Empfindung nicht hymnenhaft abstrahiert, sich nicht passiv einem Gefühl hingibt, sondern sie durch tätige Gestaltung zu erfassen sucht. Wir fragen jetzt nicht: wie steht Odin zu Thor, wer ist älter, mächtiger, umfassender, wo wurde der einzelne Gott empfunden und aus welchen Anschauungen und Gefühlen entstand er? Wir stellen nur fest, daß zur klassischen Zeit Islands eine größere Zahl gestalthaft gesehener, göttlicher Wesen in der Literatur zu finden ist und — darauf kommt es jetzt an — daß über viele von ihnen eine Reihe von Eigenschaften und Taten zu berichten ist. Wir können heute feststellen, zum Beispiel im Fall Freyr — Freyja — Njörd — Nerthus durch sprachliche und topographisch-archäologische Beobachtungen, daß zu Snorris Zeit die Beziehung dieser Götter untereinander nicht mehr die alte war. Wir sehen, daß sich um manche Gestalten neue mythische Geschichten ranken, aber wir bemerken auch Beinamen und kürzere, von uns nicht mehr ganz verstandene mythische Berichte, die noch dem einen oder anderen Gott

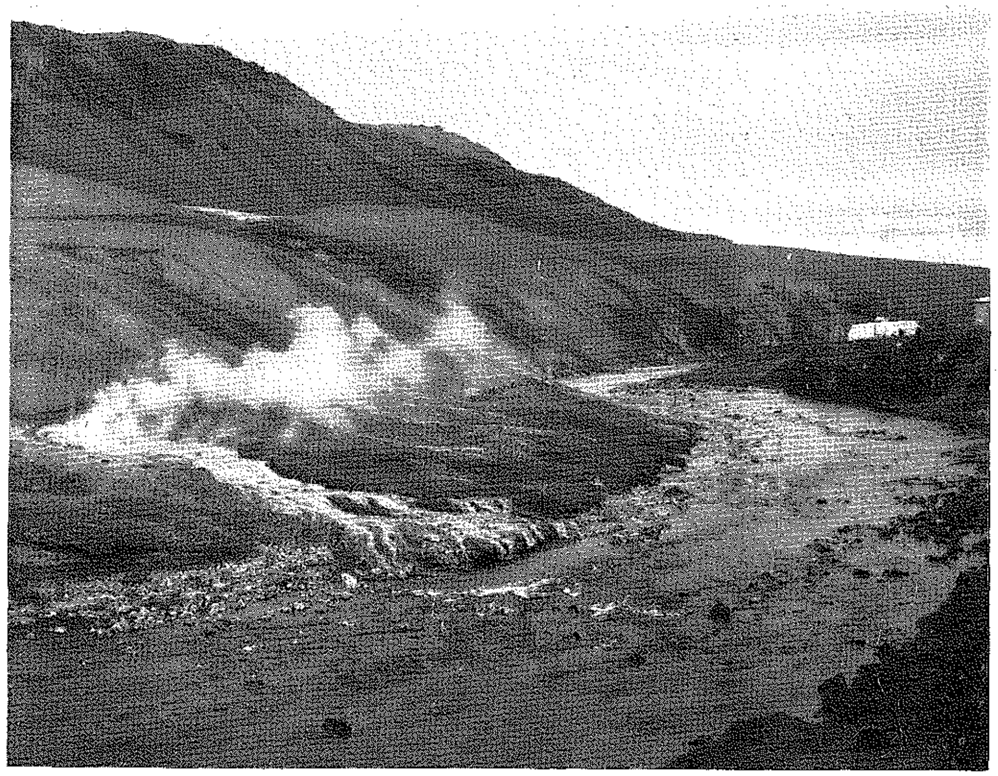


Abb. 2. Island. Warme Quellen bei Reykir
Aufnahme H. Ißleib

anhaften, die aber weit zurückgehen müssen und die uns ahnen lassen, daß schon in alter Zeit, bestimmt schon zur Entstehungszeit der ältesten Heldenlieder, der Gott gestalthaft, tätig und erlebend gedacht wurde, m. a. W. daß der Mythos die Form des religiösen Denkens war (nicht sein Inhalt!). Die Art, wie man den Gott darstellte, steht natürlich in einer ganz bestimmten, eigentümlichen Beziehung zu seinem erlebten Charakter (in Snorris Götterhimmel gleicht kein Gott dem anderen), aber man glaubte nicht an den Hammer, sondern an Thor. Nannte man aber den Gott des Himmels, so meinte man Thor, den ganzen Thor.

Im Bewußtsein der Nordmänner der Spätzeit war also eine ganze Reihe von Geschichten deutender und beispielhafter Art vorhanden, die durch eine sprechende Umschreibung sofort lebendig gemacht werden konnten. Es war nicht die Aufgabe der Dichtung, Neues zu berichten; die alte heroisch-mythische Gestaltenwelt war noch lebendig genug, um die alten mächtigen und gleichbleibenden Empfindungen einer ungebrochenen Kulturepoche hervorzurufen. Die alten Eddagedichte waren nicht berichtenden Charakters; sie waren eine künstlerische Verdichtung der bekannten Stoffe. Nie wird einfach der Vorgang erzählt. Es kam lediglich darauf an, die Akzente in besonderer Weise zu setzen, neue Züge im Seelenleben der Gestalten herauszuarbeiten. Voraussetzung dafür war, daß der sachliche Zusammenhang der angedeuteten Geschehnisse durch mündliche Erzählung von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

Indem aber nun durch die zunehmende dichterische Behandlung der Stoffe die Menge der Gestalten, Namen, Beziehungen und Gesichtspunkte wuchs, mußte der Zusammenhang allmählich undeutlich werden. Es wurden Zusammenfassungen nötig. Sie geschahen

in Form der sog. Wissens- oder Kataloggedichte. Wir beobachten also hier schon, in der noch rein dichterischen Zeit, daß die bloßen Andeutungen durch Kenning oder Heiti auf mythischem und heroischem Gebiet nicht mehr ganz verstanden werden, daß man aber Wert darauf legt, die Verbindung mit dem mythischen Untergrund in der Dichtung nicht zu verlieren, auch wenn es nicht um eine erneute Behandlung des alten Stoffes geht, sondern der Gegenstand der Dichtung rein persönlicher, einmaliger Natur ist. Das ist das Eigenartige — und damit wechseln wir von den Eddaliedern zu den Skaldengedichten über —, daß auch diese Dichtform, die doch ihren Gegenstand fast durchweg den Tagesereignissen entnimmt, die Gelegenheitsdichtung im einfachsten Sinn des Wortes ist, ebenfalls nie der Beziehung zum Mythischen entbehrt. Zugrundeliegen muß eine an das Religiöse anknüpfende Auffassung der Gesellschaftsordnung, besonders die auch von den königslosen Isländern geteilte Auffassung, daß Fürst und Gefolgschaft, Kampf und Belohnung letzten Endes ihren Ursprung im göttlichen Bereich haben. Die Skaldendichtung ist zum überwiegenden Teil an die Gestalten einzelner Fürsten geknüpft. Sie kann kein Zufall sein, diese ständige Vergleichung des Fürsten, seiner Umgebung und seiner Tätigkeit mit religiösen oder heroischen Vorbildern und Parallelerscheinungen. Sie kann nicht bloße Schmeichelei sein, denn auch in Strophen kritischen und feindlichen Inhalts begegnen die gleichen mythischen Kenninge und Bilder, und der Gedanke an Ironie überzeugt selten. Wir denken an das alte schwedische Königtum, wo der König in unmittelbarer Beziehung zu den Göttern stand, wo er Priester war und dem Volke persönlich verantwortlich für das Wohlwollen der Götter.

Der König stand aber nicht allein. Um ihn scharte sich eine Gefolgschaft mächtiger und edelgeborener Männer, die ihr Leben für den Führer wagten, sein Lob sangen, also in jedem Fall seinen Ruhm mehrten, und dafür reiche Geschenke von seiner Hand empfingen. Dieses gemeinsame, auf gegenseitiger Achtung beruhende Gefühl der Verpflichtung zueinander bildet das letzte gesellschaftliche Gerüst des Wikingerstaates, dem sich auch die Isländer, die sich in ihrer Heimat eine ganz andere äußere Form des Zusammenlebens gebildet hatten, unterworfen fühlten. Dieser Geist war nicht nur an den Fürstenhof gebunden: alle vornehmen Geschlechter lebten untereinander nach diesen Normen und aus dieser mythischen Grundanschauung. Ein Bauer in Island konnte „Balder des Schwertes" heißen, eine Bäuerin „Sif des Goldes".

Nun hatte sich durch die Auswanderung der Isländer das Bild aber doch verschoben. Sie hatten sich im Trotz herausgelöst aus dem überkommenen Zusammenhang, hatten sich eine eigene Form des Zusammenlebens auf streng konstruktiv-demokratischer Grundlage gebildet. Zwar kehrten viele als reisige Wikinge nach Norwegen zurück, unterwarfen sich bis zu einem gewissen Grade und für kurze Zeit auch wieder den Gesetzen der Gefolgschaft des Fürsten, aber doch immer in dem stolzen Bewußtsein, eine Sonderstellung einzunehmen. Sie waren frei, konnten das Treueverhältnis lösen, wann sie wollten, und waren überzeugt, dem König in nichts nachzustehen.

Jeder vornehme Isländer dünkte sich zu Hause ein Kleinkönig von der gleichen Macht und Selbständigkeit wie seine Vorbilder im Mutterland und mit dem gleichen Anspruch auf übermenschliche Verherrlichung.

Wir sind gewohnt, unter dem gewaltigen Eindruck der Saga, die Zeit des isländischen Freistaates als die Krönung germanischen Wesens anzusehen, und vergessen leicht, daß wir uns auf einem künstlich abgetrennten Gebiet befinden, das auf Jahrhunderte ausgeschlossen war von der politischen und geistigen Weiterentwicklung der germanischen Welt. Wir verdanken Island unendlich viel an Verdichtung und Formung e i n e r Seite altgermanischen Wesens, aber wir bemerken ja auch immer wieder, daß der Grundzug dieser spätgermanischen Weltanschauung tragisch ist. Die Urkräfte und -triebe der germanischen Seele wenden sich gegeneinander und vernichten sich gegenseitig. Sippenbande, Mannen-

treue, Frauenliebe, Ehrgefühl wenden sich gegeneinander und steigern den Menschen bis zur höchsten seelischen Anspannung und Leistung empor, aber die ruhige Fortdauer und Entwicklung verbürgende Ganzheit der Lebensanschauung geht verloren, der Mensch verzehrt sich innerlich in diesen Kämpfen. Was in den alten Heldenliedern die große Ausnahme war, das einmalige, wunderbare Geschehen, das dem Hörenden Kraft gab für die vielleicht einmal in seinem Leben eintretende Notwendigkeit der großen Bewährung, das wurde nun Dauerzustand. Groß und für alle Zeiten unvergänglich ist der Schicksalsmut dieser letzten Altgermanen, die, die Ahnung des Endes im Gemüt, unerschüttert den großen selbstgewählten Kampf mit dem schreitenden Schicksal zu Ende kämpften. Um das Erbe der Alten bewahren zu können, mußten die Isländer die Größe und Freiheit ihres Volkes verlieren, der Vergangenheit opferten sie ihre Zukunft[3].

So mußte es kommen: nach dem letzten wilden Aufbegehren der Sturlungenzeit bricht die jahrhundertelange dunkle Zeit über Island herein, die staatliche Selbständigkeit und damit die große Zeit des isländischen Bauern und Wikings geht verloren. Der reiche Baum des isländischen Schrifttums vertrocknet und erstarrt, das geistige Band zu den skandinavischen Mutterländern ist immer dünner geworden und schließlich gerissen. Während im Norden die fühlsame, sangbare Folkevise aufkommt, die alten Stoffe wohl noch zum Teil lebendig sind, aber anders gesehen werden; während in Südgermanien die ritterliche Kultur mit neuen Stoffen und anderer Empfindungsweise zur Herrschaft kommt, pflegt Island das alte Erbe weiter, stemmt sich gegen die Zeit mit einer Energie und Beharrlichkeit ohnegleichen. Auch das Christentum ist machtlos gegenüber dieser Folgerichtigkeit. Wellenweise gewinnt es an Boden. Längst haben sich die Bauern taufen lassen, aber der Christ muß es sich gefallen lassen, neben den alten heidnischen Göttern Fürstenkenninge zu tragen. Seine Ausnahmestellung und sein absoluter Machtanspruch wird nur theoretisch anerkannt, nicht praktisch verwirklicht. Aber es wird immer klarer, daß dieses Rückwärtsgekehrtsein vielleicht doch nur ein Willensakt ist, nicht die Folge wirklich ungebrochener Überlieferung. Der lebendige weltanschauliche Urgrund lag lange zurück, das religiöse Gefühl war unsicher geworden. (Aberglaube und Fulltruiglaube mußten Ersatz bieten, der Christ fand keinen ernsthaften Gegner mehr.)

Die konservative Form der Hoftonstrophe hatte eine große Menge von Umschreibungen und Andeutungen aus dem heroisch-religiösen Vorstellungsbereich erhalten, aber die zugrundeliegenden Mythen waren weithin in Vergessenheit geraten. Die Entscheidungsstunde der isländischen Kultur war gekommen. Entweder öffnete man sich den neuen Strömungen oder man mußte versuchen, das Alte wieder lebendig zu machen. Warum das erstere nicht geschah, wissen wir nicht genau. Vielleicht ahnte man, daß man mit der neuen, weichen Gefühlswelt der Folkevise auch all die neuen Anschauungen der Zeit annehmen mußte, Kirchenherrschaft und königlichen Absolutismus, vielleicht war es also bewußt konservative Kulturpolitik einsichtiger Männer. Wahrscheinlicher ist, daß die ganze geistige Blickrichtung der Isländer überhaupt nach rückwärts gekehrt war und daß von der Gültigkeit dieser alten Werte das geistige Leben Islands überhaupt abhing. Die Isländer fühlten sich als Treuhänder der gemein-nordgermanischen Kultur und Geschichte überhaupt. Von den geschichtlichen Ereignissen bei den andern Völkern auf Jahrhunderte abgetrennt, konnten sie den Gang der Geschichte sine ira et studio betrachten. Die schweren Geburtswehen des Mittelalters in Europa fanden sie abseits stehend in stolzer Isolierung. Was an Neuem dennoch eindrang, wurde mit einer überlegenen Selbständigkeit ohnegleichen dem eigenen System angepaßt. Die Umstände, unter denen im Jahre 1000 das Christentum auf Island eingeführt wurde, haben kein Beispiel in der Geschichte der christlichen Mission. 200 Jahre hatte das Christentum praktisch-politisch nur geringen Einfluß, und im Gefolge davon geistig nur einen sehr geringen,

[3] Ähnlich F. R. Schröder, Germanische Heldendichtung, Tübingen 1935, S. 7ff.

äußerlichen und mittelbaren. Die Art, wie man selbstherrlich und selbständig die griechisch-römische Mythologie in Übereinstimmung mit dem eigenen Göttersystem brachte, übertrifft bei weitem die umgekehrten Versuche der Interpretatio Romana und unterscheidet sich durch ihre duldsame Großzügigkeit wesentlich von der Art, wie die christliche Kirche heidnischen Gottheiten gegenüber verfuhr.

Germanischer Lebensbaum in Kärnten

Von Georg Graber, Klagenfurt

Am westlichen Fuße des Kirchhügels von St. Peter in Holz, vier Kilometer westlich von Spittal an der Drau, hat Rudolf Egger 1910 die alte Friedhofkirche von Teurnia aufgedeckt. Sie stand in der Mulde rechts von der heutigen Reichsstraße, wo der Hang hinaufsteigt zum Fahrweg, der auf den alten Burghügel von Teurnia führt. Er ist heute gekrönt von der Kirche St. Peter in Holz. Schutzbauten sind über den erhaltenen Bauresten aufgeführt und sichern sie vor weiterem Verfall.

Der Grundriß der spätantiken Friedhofkirche zeigt einen langgestreckten rechteckigen Saal, dessen ostseitige Ecken als Kapellen ausgebaut waren. Beide weisen einen halbkreisrunden Chorschluß auf. In der Mitte zwischen beiden Kapellen befand sich der Altarplatz der Friedhofkirche. Die rechte (südliche) Seitenkapelle birgt einen kostbaren Bodenschmuck. Der viereckige Raum für die Laien ist mit einem farbigen Steinteppich bedeckt, bestehend aus zwölf Mosaikbildern, die in einen besonderen Rahmen eingefügt sind. Oben an der Ostseite gegen das Presbyterium zu verläuft der Quere nach eine Doppelleiste. Die äußere weist ein doppeltes Halbkreismuster auf, gegen die Mitte zu zweimal durchbrochen von einem Hakenkreuz. Dann folgt gegen die Bildmitte zu ein gleichlaufendes Mäanderband. In der rechten längslaufenden Einrahmung wechseln Kreise mit Rauten ab. Das west-

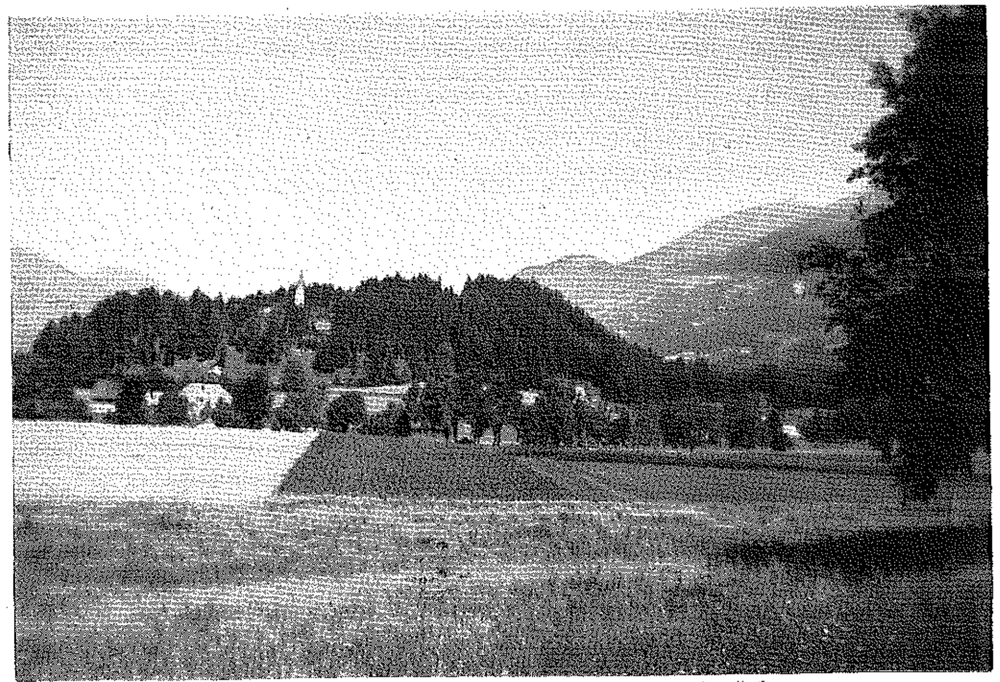


Abb. 1. Burghügel von Teurnia, heute St. Peter im Holz
Aufnahme des Verfassers



Abb. 2. Schutzbauten über der einstigen Friedhofskirche von Teurnia bei St. Peter im Holz
Aufnahme des Verfassers

liche Querband füllen Rauten, das linke Längsband aber bilden H a k e n k r e u z e, von denen die acht oberen waagrecht stehen, während die siebeneinhalb unten folgenden schief gestellt sind.

Zeigt schon dieser seltsame Rahmen der eigentlichen Bildertafel eine eigenwillige Durchbrechung von heidnisch-antiker Kunstüberlieferung, so überrascht noch mehr die Auswahl und Darstellung des in elf Feldern behandelten Bilderstoffes. Für das zwölfte rechte untere Bildfeld ist dem römischen Handwerker, der einen fremden künstlerischen Entwurf ausführen mußte, entweder Zeit oder Lust zur Vollendung vergangen und er füllte es mit einem auch farbenmäßig nicht mehr richtig durchgeführten Schachbrettmuster. Möglich auch, daß dem Besteller der Vorwurf oder die Ausführung dieses letzten Bildes mißfiel und er selbst von seiner Herstellung Abstand nahm.

Die in den eben beschriebenen Rahmen eingefügten B i l d e r sind abwechselnd kreisrund oder rechteckig eingefaßt. Die erste Reihe oben zeigt, in runder Fassung beginnend, einen Adler, der mit ausgebreiteten Schwingen über einer Schlange flattert; ein Reh mit einer saugenden Zicke, einen Reiher der nach einer Schlange schnappt. In der zweiten Reihe, viereckig beginnend, die Inschrift des Stifters, im Mittelrund eine zweihenkelige Kelchvase, überdeckt von einem nestartigen Gebilde, in dem eine Taube sitzt. Diese dreht den Kopf zurück, wie um den gehobenen rechten Flügel zu strählen. Zu beiden Seiten des Kruges züngelt eine Schlange zur Taube empor. Rechts daneben im letzten Feld dieser Reihe steht ein Hirsch. Die dritte Reihe, wieder mit einem Kreis beginnend, zeigt ein Rind, in der Mitte den Lebensbaum, und wieder in einem Kreis eine Ente mit vier Kücken. Die unterste Reihe, mit einem Viereck beginnend, zeigt zwei Hasen, im Mittelfeld einen Storch, der eine Eidechse vom Boden auflieſt, und endlich das Schachbrettmuster.

Über die Entstehung dieser seltsamen Bilderreihe gibt einigen Aufschluß die Inschrift des Stifters: Vrsvs v(ir) s(pectabilis) cum coni(uge) sva Vrsina pro voto sv(scepto)

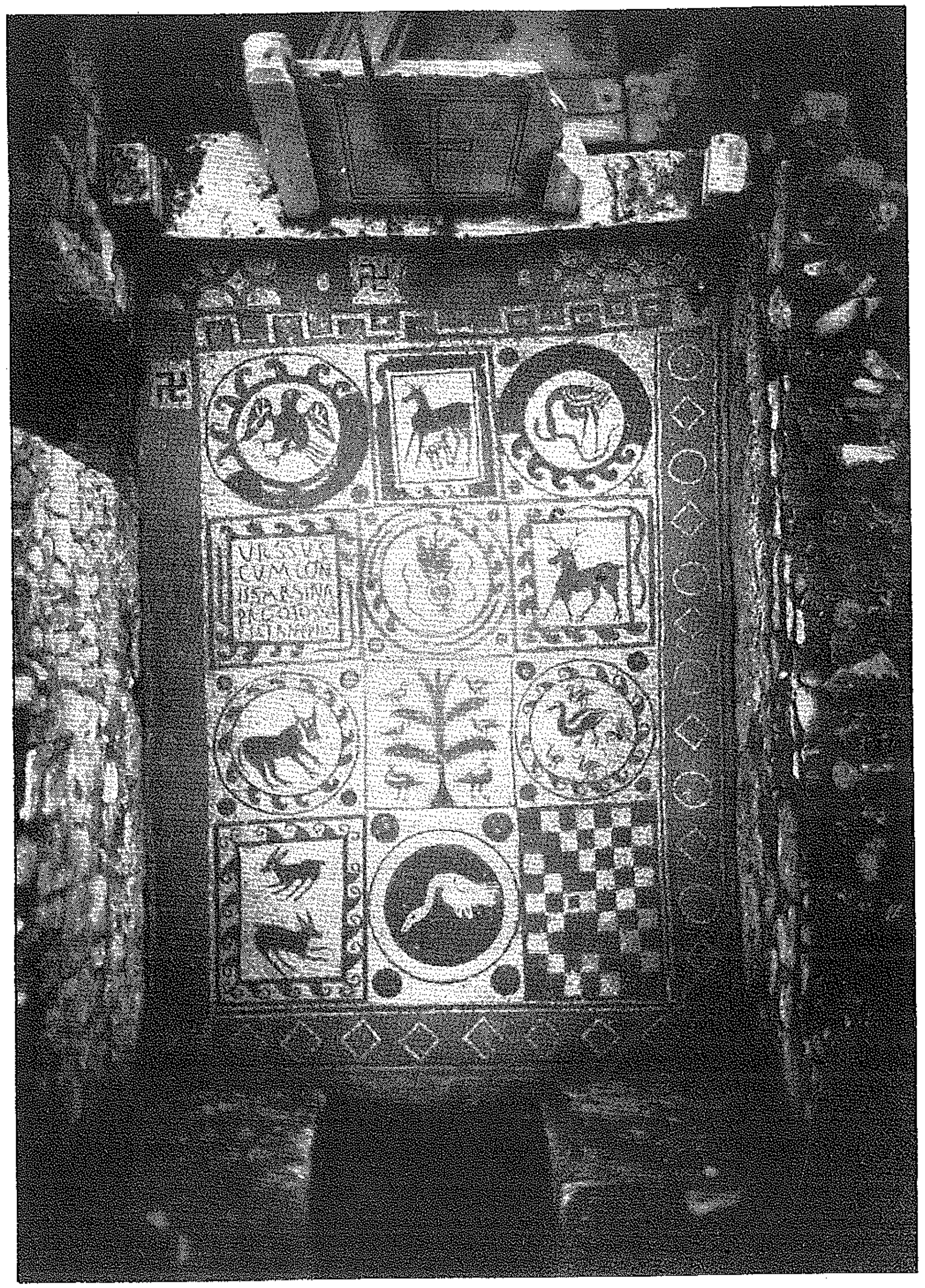


Abb. 3. Gesamtansicht des Mosaikbodens in seinem Zustande nach der Auffindung

Aufnahme des Geschichtsvereins für Kärnten in Klagenfurt

fecervnt hec. „Ursus, der Hochansehnliche, hat mit seiner Gemahlin Ursina auf Grund eines übernommenen Gelübdes dieses Werk ausführen lassen.“

Wer mag Ursus gewesen sein? R. Egger setzt die Erbauung der Friedhofkirche ungefähr im frühen 5. Jahrhundert, das Mosaik mit seinen Bildern jedoch um das Jahr 500 an. Wie aus der Rangbezeichnung vir spectabilis geschlossen werden muß, war Ursus der höchste Landesbeamte, also Statthalter der norischen Provinz mit ihrer Hauptstadt Teurnia, die um diese Zeit dem Reiche des Ostgotenkönigs Theodorich zugehörten. Im Schutze seiner starken Hand erlebte Norikum damals eine späte Nachblüte gesicherten Friedens, der erst nach dem Zusammenbruch des Gotenreiches (553) und dem Slaweneinfall (vor 600) ein jähes Ende fand.

Daß Theodorich die seiner Herrschaft in Italien schützend vorgelagerte Provinz Norikum nur einem Manne seines eigenen Gefolges und Volkstums anvertraut haben kann, wird auch nicht durch den lateinischen Namen des Statthalters widerlegt. Germanische Scharführer auf römischem Gebiet haben um diese Zeit häufig lateinische Namen angenommen, da das Nationalbewußtsein noch wenig gefestigt war. Verbirgt sich somit im Fremdnamen Ursus das deutsche „Bär“, so dürfen wir in dem Stifter des Mosaikbodens wohl einen Ostgermanen vermuten, der in seiner Sprache Beremud, Berik oder so ähnlich gerufen wurde. Beide Namen sind für Ostgoten bezeugt. Als die Germanen in den Gesichtskreis Italiens traten, war doch überhaupt schon das ganze römische Heer von Germanen überlagert, Grund genug für die damaligen Vertreter des Christentums, in weitestem Maße auf die Anschauungen und religiösen Vorstellungen des germanischen Militärs Rücksicht zu nehmen. So begreifen wir, warum auf unserem seltsamen Steinchengemälde das Hakenkreuz als Sinnbild germanischer Weltanschauung so häufig und eindringlich Verwendung findet, daß es sowohl im oberen Querband wie im linken Seitenband in vielfacher Wiederholung gesetzt wurde. Seine Übernahme in den christlichen Gottesraum läßt die Achtung erkennen, die sich das Germanentum im damaligen Weltgeschehen bereits errungen hatte.

Und ebenso mitten hinein in die germanische Vorstellungswelt führt die Betrachtung des das ganze Mosaik beherrschenden Mittelbildes mit dem Lebensbaum und der darüber angebrachten Kelchvase. Anscheinend ein Nadelbaum, dessen Wipfel in einem Dreisproß endigt, trägt er links und rechts zwei breite Äste, ist also sechsästig. Auf dem Boden wie auf jedem Aste sitzen beiderseitig Vögel. Wie man in unseren Tagen den Krug mit dem Taubennest auf das Altarsakrament bezog, wollte man den Baum als Paradiesesbaum oder kirchlichen „arbor vitae“ deuten. Aber sowenig es gelingt, den Tieren des Bildwerkes irgendeinen christlichen Bedeutungsgehalt zu unterlegen, so sicher gehört der Baum des Mosaikbodens von Teurnia nicht in die christliche, sondern in die nordische Glaubenswelt.

Hier ist er seit Urzeiten mit dem Sagengut, dem Brauchtum und der Zeitordnung verbunden. Mit nordischen Völkern kam er in sehr frühen Zeiten und zu wiederholten Malen in den Südraum, wo er nun ebenfalls bildlich dargestellt und in fremden Kulturen nach Bedürfnis eingebaut wurde. Dabei ging die an ihm haftende Überlieferung in die Brüche, wurde durch Umwertung entstellt und von fremdartigem Beiwerk überwuchert. Aus der sinnhaften Deutung der bildmäßigen Überlieferung, der sorgfältigen Kritik der Denkmäler und des Volksbrauches vermögen wir in den tiefsten Sinngehalt des Lebensbaumes einzudringen.

Baum und Pflanze wurden seit alters als Lebewesen empfunden, weshalb ihnen geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben werden. Schon auf den Felszeichnungen der Bronzezeit finden sich Fichtenbäume auf oder in Schiffen dargestellt, was auf alte Fruchtbarkeitsbräuche schließen läßt. Solch uralte Überlieferung von der Kraft und dem Segen, der von bestimmten Bäumen ausgeht, führt zum Brauchtum des Maibaumes, des Palm-

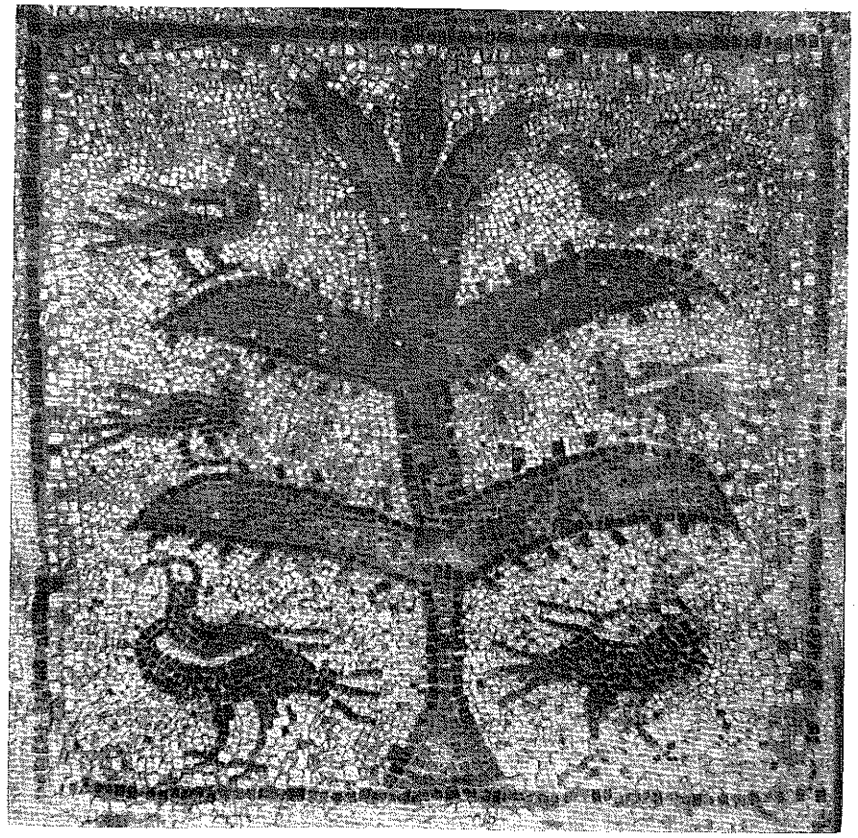


Abb. 4. Der Lebensbaum (an den Ästen sind die Nadeln angedeutet)
Aufnahme von Anton Traunig, Klagenfurt

buſches, der Lebensrute, der Johanniszweige und des Weihnachtsbaumes. Alle dieſe Bäume oder Zweige gewährleiſten Geſundheit, Wachstum und Fruchtbarkeit in Haus und Flur. Wie der bei der Geburt eines Kindes gepflanzte Lebensbaum für das Schickſal des einzelnen, ſo ſteht der Gemeindebaum für das Daſein der ganzen Dorfgemeinde. Darüber hinaus erweitert ſich das Sinnbild des Baumes zum Weltenbaum. Der immergrüne Baum am Tempel zu Uppſala und der bei der Wohnung gepflanzte Schutzbaum der Sippe ſind nichts anderes als eine in die menſchliche Nähe gerückte Wiederholung des Weltbaumes, an deſſen Fuß die Lebensquelle ſprudelt und über deſſen Äſte der Lebensſaft herabträufelt. Bei Geburt und Hochzeit werden lebende Bäume als Schickſalsbäume gepflanzt, mit dem Wunſch des Gedeihens. Schmückung und Einholung von Bäumen übt das Volk als Brauch nicht nur bei Hochzeit und Geburt, ſondern im Nordoſten Europas auch bei Einführungsbräuchen anderer Art, wie A. Haberlandt nachweiſt.

Stammbaum oder Familienbaum, Maibaum, Maiſtange und Hochzeitsſtange ſind in dieſem Zuſammenhange Sinnbilder des ewigen Lebens oder der ewigen Jugend im indogermaniſchen Weltbilde. „Die vergleichende Volkskunde kann mit Fug und Recht behaupten, daß die Baumgeſtalten des heimatlichen Waldes mit ihrem über menſchliches Leben hinausreichenden Wachstum ſeit alters dem deutſchen Volk und ſeinen Nachbarn Sinnbild eines wenn auch nicht ewigen, ſo doch über alle Erinnerung hinausreichenden Wachſens und Gedeihens von Geſchlecht zu Geſchlecht bedeuten." So verſteht man, daß ein Maibaum als Gedächtnisbaum für Verſtorbene in der gleichen Art aufgerichtet werden kann

wie der Hochzeitsbaum, und daß ein Freund zum Gedächtnis des anderen einen friſch grünen Waldbaum aufſtellt, wenn ſich ihre Lebenswege ſcheiden. Von den *Langobarden* erzählt Paulus Diaconus (V, 34), daß ſie ihren in der Ferne verſtorbenen Lieben Gedenkſtangen zu ſetzen pflegten. In dieſen haben wir nichts anderes als die Mai- oder Lebensſtange zu erblicken, zumal ja von ihnen berichtet wird, daß ſie oben eine hölzerne Taube trugen, die nach jener Richtung blickte, in der der Verſtorbene gefallen oder ſonſtwie umgekommen war. Der Vogel iſt in dieſem Zuſammenhange nichts anderes als das mit dem Lebensbaum ſtets verbundene, uns wohlbekannte Beiwerk. Die Auf-



Abb. 5. Der Krug mit dem Lebenswaſſer (im Rahmen die ſogenannte Krabbe)
Aufnahme von Anton Traunig, Klagenfurt

ſtellung ſolcher Lebensſtangen mit Vögeln für die Verſtorbenen bei den Langobarden weiſt auf Glaubensvorſtellungen hin, daß der Schickſals- oder Lebensbaum auch über das Einzelleben des Menſchen hinaus nach ſeinem Tode nachwirken ſoll.

Aus ſolchen Gedanken und Vorſtellungen wird erklärlich, was der Lebensbaum gerade auf dem Boden einer Friedhofkirche, die doch hauptſächlich dem Gedächtnis der Toten dient, zu bedeuten hat. Er wurde hier dargeſtellt als Sinnbild ſtetigen Lebens der Geſchlechter, als Lebensbaum, der in der Weltanſchauung des Volkes immer wieder ſinnvolle Bedeutung gewann.

Mit dem Baume ſind zunächſt die *Lebensquelle*, dann aber auch beſtimmte *Tiere*, ſeien es ſchützende oder ihn bedrohende, ſtändig verbunden. Dieſem Beiwerk, das infolge des Beharrens auf dieſem Gebiete noch in die chriſtliche Schicht hineinreicht, be-

gegnen wir gerade auf dem Boden von Teurnia in einem Maße, das unser Staunen erregt. Die Vorstellung des Weltbaumes finden wir auch bei den Indogermanen in Vorder- und Zentralasien. Bei den Persern heißt er „Baum des Adlers", weil der Sonnenvogel in seiner Krone sitzt. In der griechischen Überlieferung ringelt sich um seinen Stamm eine Schlange, Abbild des in der Erde ruhenden Lebens. Hirsche, Eichhörnchen, Vögel und Schlangen gehören alle zu diesem indogermanischen Vorstellungskreise vom Weltenbaum.

So finden wir in Teurnia am Fuß und auf den Zweigen des Lebensbaumes die Vögel, in den anderen Bildfeldern einen Adler mit Schlange, Vögel anderer Art, wie Reiher, Ente und Storch und vierfüßiges Getier, wie Reh, Hirsch, Rind und Hasen. Es sind dieselben Leitformen, die wir aus der reichhaltigen Überlieferung des Lebensbaumes von überallher kennen. Der Künstler war bemüht, durch charakteristisches Beiwerk dem herkömmlichen Bildwerk den gewünschten Sinn zu verleihen. Der ganze Aufbau ist von einem einheitlichen Sinn, einer gewissermaßen zwingenden Weltanschauung getragen und

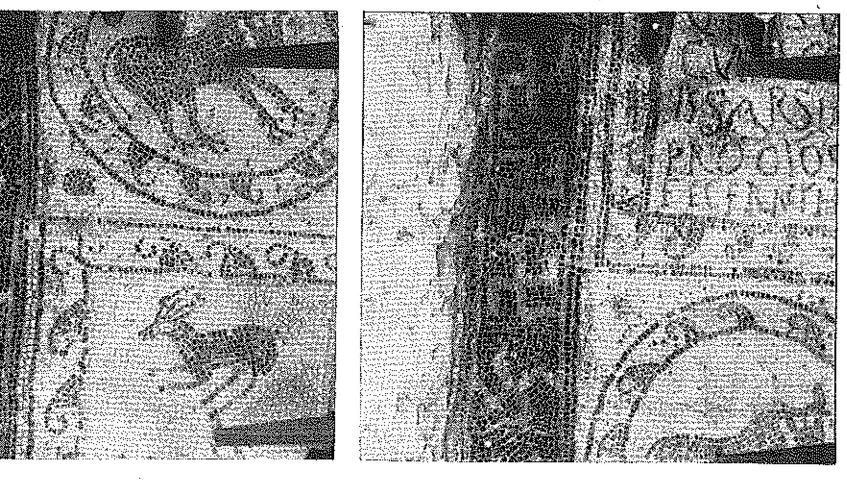


Abb. 6 und 7. Teile aus dem linksseitigen Rahmenlängsband mit den laufenden Hakenkreuzen. Auf der Gesamtansicht erscheint dieser Streifen infolge ungünstiger Beleuchtung als dunkles Band

Aufnahme von Anton Traunig, Klagenfurt

weit entfernt von Rücksichten auf eine rein malerische Komposition. Ja auch die mit dem Lebensbaum untrennbar verbundene „Lebensquelle", das Gefäß mit dem Lebenswasser, fehlt nicht in unserer Darstellung.

Die zweihenkelige Kelchvase über dem Bilde des Lebensbaumes ist nichts als ein Behältnis mit dem „Lebenswasser", das dem darunterstehenden Baume Gedeihen verheißt. In allen Spielformen gehört eben zum Lebensbaum die Lebensquelle oder wenigestns das Gefäß mit dem Lebenswasser.

Auf die nordische Herkunft des Entwurfes unserer Bilderreihen weist aber noch ein anderes Merkmal: das aus der nordischen und langobardischen Kunst her bekannte Motiv „der laufenden Krabbe", wie man dieses Gebilde fälschlich benannt hat. Es sind dies vermutlich Nachbildungen von treibendem Farnkraut, dessen Spitzen sich wie ein Bischofsstab einringeln. Sie werden zur Umrahmung von Flächen reihenweise gesetzt und können sehr wohl auch als züngelnde Flämmchen gedeutet werden. Sämtliche Einzelbilder des Mosaikbodens in Teurnia, mit Ausnahme des Lebensbaumes, des Storchs und des Schachbrettmusters, tragen teils durchlaufend, teils halbseitig diese nordische Umrahmung. Dem germanischen Auftraggeber der Bilderreihe hat sich hier unbewußt aus seinem heidnisch-religiösen Gedankenschatz heraus all das eingestellt, was sein im tiefsten Kern unberührtes Gemüt noch bewegte. So hat er in die fromme Stiftung, die er für ein christliches Denkmal spendete, alle altüberlieferten Züge aufnehmen lassen, die für ihn und seine Gemeinschaft gleichnishaften Sinn besaßen. Als äußeren Stempel drückte er dem Gesamtbilde das germanische Hakenkreuz auf, inneren unvergänglichen Wert aber gab er dem Kunstwerk, indem er darin sein geistiges Erbe aus der nordischen Heimat mit all dem Beiwerk aufschloß, das mitten in fremder Umgebung aus seiner Seele heraus nach Form und Gestalt drängte. Es ist in geschichtlicher Zeit das älteste bisher bekannte Bild des Lebensbaumes auf germanischem Boden.

Vereinzelt finden sich die „laufenden Krabben" an Säulenkopfverzierungen des Millstätter Domes, der ja außerdem das langobardische Flechtband in einzelnen eingemauerten Resten bewahrt, am schönsten auf einer in dem Tordurchgang eingemauerten Platte, die ursprünglich wohl im Abschluß des Altarraumes als Schrankenplatte gedient haben mochte. Wieder sehen wir hier den Lebensbaum in der Symbolik des Kirchenschmuckes eine hervorragende Rolle spielen. Dem die Mitte zierenden Kreuz tritt unter den Querbalken der in vollem Laube prangende Lebensbaum sogar in Dreiheit gegenüber.

Ist auch die mündliche Überlieferung vom Lebensbaume verstummt, so zeugen im Volksleben noch immer volkstümliche Zierstickereien und Darstellungen auf Bauernmöbeln, daß das mit ihm verbundene Wunschbild eines Heiltums in der Tiefe des Volksbewußtseins weiterlebt. Fernste Vergangenheit ist nicht tot, wenn sie als geistiges Erbe in der Weltanschauung des Volkes sich immer wieder in sinnvoller Bedeutsamkeit artgemäß erneuert. Das Blut der Vorzeit kreist auch im lebenden Geschlecht, wie die beiden „tausendjährigen" Linden in den Klosterhöfen zu Millstatt, einst wohl als Schicksalsbäume gepflanzt, noch Jahr für Jahr sich belauben, ein schönes Sinnbild für die untrennbare Verbundenheit alles neuen Lebens mit seinen uralten Wurzeln.

Aus der Landschaft

Der Umzug der Metzgergilde

Im Märzheft dieses Jahrganges (S. 109 bis 115) brachte ich unter dem Titel „Die Metzgergilde beim Fasnachtsbrauch" eine Darstellung des von Kerssenbrock beschriebenen Fasnachtsumzuges der Metzgergilde im alten Münster des 16. Jahrhunderts, der mancherlei Anklänge an die entsprechenden Feiern der Metzger im alten Nürnberg zeigt, wie sie im Nürnberger Schembartbuch abgebildet sind. Der Nürnberger Schembartlauf ist im Jahre 1539, also vor genau 400 Jahren, unter dem Einfluß der Geistlichkeit zum Erliegen gekommen. Dasselbe könnte man von dem Münsterischen Metzgerbrauche annehmen, der zwar um 1600 von Melchior Röchell (gest. 1606) in seiner Chronik von Münster, die die Jahre 1525 bis 1602 umfaßt, noch nach dem Vorbilde von Kerssenbrock beschrieben wird, der aber sonst nirgendwo in der Literatur mehr erscheint. Gerade im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts neigte man ja unter dem Einfluß puritanischer Gedankengänge sehr zu solchen Verboten; wie auch der „Gute Montag", ein Maigang der Münsterischen Gilden, im Jahre 1572 für einige Zeit untersagt wurde, um später freilich wieder aufzuleben. (Vgl. meinen Aufsatz „Die Münsterischen Gilden und der Gute Montag", Heimat und Reich 1939, Hf. 6.)

Nun hat sich aber, wie ich jetzt erfahre, dieser Fasnachtsumzug der Metzger noch genau 350 Jahre länger erhalten, wenn auch in der schriftlichen Überlieferung m. W. nicht mehr davon die Rede ist. Seine altertümlichen Formen dürfte er allmählich eingebüßt haben, sonst aber kann man annehmen, daß er bis zum Jahre 1812, in dem vom französischen Kaiserreich die Gilden in Münster aufgehoben wurden, ohne



Der letzte Fasnachtsumzug der Metzger 1889
Aufn. Arnemann. Stadtarchiv Münster

wesentliche Unterbrechung weiterbestanden hat. Der Brauch wurde von einer losen Vereinigung der Metzgergesellen weitergeführt und überdauerte auch den Krieg von 1870, obgleich er jetzt anscheinend häufiger um mehrere Jahre unterbrochen wurde. 1883 hatte dann noch ein Umzug stattgefunden, dem aber eine Reihe von Jahren folgte, in denen er unterblieb; obschon die alte Gilde im Jahre 1885 in der „Freien Fleischer-Innung" gewissermaßen wiederaufgelebt war. Mit der Neugründung war nämlich der alte Gildengeist nicht wiedererweckt; Uneinigkeit zwischen den Meistern und die Lockerung des Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen standen hindernd im Wege. Trotzdem hat sich die Innung noch einmal, im Jahre 1889, zu ihrem Fasnachtsumzuge zusammengefunden; und ein glücklicher Zufall hat uns eine Lichtbildaufnahme dieses letzten Metzgerumzuges, der wahrscheinlich der letzte in Deutschland überhaupt gewesen ist, erhalten. Einiges hat sich in den 300 Jahren allerdings geändert. Der Obmann, der früher zu Pferde das Banner führte, reitet auch hier noch, freilich ohne Fahne, als „Zugkommandant" dem Zuge voran; hier ist es Metzgermeister Bernhard Schwarte, dessen Vorfahr Johann Swarte schon 1345 als Altmeister der Fleischhauergilde genannt wird. Die Metzgerkinder, die früher auf Rossen mitgeführt wurden, sind nicht mehr vorhanden; dagegen scheint die „Braut", die von dem anderen Obmann geführt wurde, als „Prinzessin" weiterzuleben, von dem „Prinzen" geführt. Bei diesem letzten Umzug wurde sie, wie vielleicht schon früher, durch einen verkleideten Metzgergesellen dargestellt. Das Paar erinnert in etwa an das Paar, das beim Nürnberger Schembarttanz im Vordergrund des Bildes zu sehen ist (a. a. O. Abb. 1). Der Ringeltanz wurde nicht mehr ausgeübt, doch wird die Fahne (auf unserem Bilde links) von einem Berittenen mitgeführt,

wie überhaupt auffallend viele Reiter in dem Zuge sind (vgl. Paul Koene, Der letzte Metzgerumzug 1889; Münsterischer Anzeiger Nr. 100 vom 1. III. 1938). Der Umzug hat seit 1889 nicht mehr stattgefunden; er soll jetzt wenigstens als Bestandteil des allgemeinen Rosenmontagszuges wiederaufleben. Das Bild von diesem letzten deutschen Metzgerumzuge ist jedenfalls ein wertvolles Gegenstück zu der Abbildung im Nürnberger Schembartbuch und trotz allem ein Zeugnis für die Dauerhaftigkeit eines gewachsenen Volksbrauches.

Plaßmann.

Deutscher Bernstein vor 2000 Jahren

Bernstein aus Ostpreußen ist heute die große Schmuckmode der deutschen Frau. Er ist vielseitiger verwendbar als Edelsteine und Edelmetalle, für manche Zwecke schöner als diese und billiger.

Die Verwendung von Bernstein zu Schmuckzwecken ist aber nicht erst von heute, schon vor Jahrhunderten ist er verarbeitet worden, selbst in vorgeschichtlicher Zeit, denn wir finden Perlen aus Bernstein bereits in der Jüngeren Steinzeit, also im 3. Jahrtausend v. Ztw. In allen folgenden Jahrhunderten vorgeschichtlicher Zeit hat seine Verwendung angehalten. Zwei glückliche archäologische Entdeckungen haben kürzlich den Beweis geliefert, daß um den Zeitwechsel die Germanen Ostdeutschlands einen schwunghaften, offenbar planmäßig aufgebauten Handel mit samländischem Bernstein betrieben haben, der durch Mähren und Österreich nach Italien ging.

Die betreffenden mährischen Entdeckungen verdanken wir Ausgrabungen, die bei Malé Hradisko unweit der bekannten Textilstadt Proßnitz vorgenommen werden.

Dort erhob sich knapp um den Zeitwechsel eine stadtähnliche, durch steinerne Mauern befestigte Niederlassung der Kelten, eines indogermanischen Volkes, das damals ganz Süddeutschland, die österreichischen Donaugebiete, große Teile Böhmens, fast ganz Mähren und die Slowakei beherrschte. Dieses Volk betätigte sich hauptsächlich in Industrie, vor allem in Eisenwarenerzeugung. Solche Städte wie eine da bei Malé Hradisko ausgegraben wird, und wie wir ähnliche auch aus Böhmen kennen, waren Industrie- und Handelsplätze. Sie verhandelten aber nicht nur einheimische Erzeugnisse, sondern dienten auch als Umschlagplätze für Waren fremder Herkunft. Eine von diesen Durchfuhrswaren ist in Malé Hradisko durch die Ausgrabungen festgestellt worden, nämlich Bernstein, teils zu kleinen Perlen verarbeitet, überwiegend aber als noch unbearbeitete Rohklumpen. Die chemische Untersuchung hat gezeigt, daß es Bernstein nordischer Herkunft ist; er hat nämlich den für nordischen Bernstein, zum Unterschied von rumänischem, ligurischem und anderem, kennzeichnenden Prozentgehalt an Bernsteinsäure. Der in Malé Hradisko gefundene Bernstein dürfte aus Ostpreußen stammen, an dessen Küsten dieses fossile Harz bekanntlich noch heute in großem Umfange gewonnen wird. Schon vor einigen Jahrhunderten ist den Umwohnern von Malé Hradisko aufgefallen, daß dort auf den Feldern viel Bernstein zu finden ist; davon berichten Schriftstücke des 16. und 17. Jahrhunderts. Da es außerdem eine Nachricht gibt, daß der bei Malé Hradisko vorkommende Bernstein von den Pfarrern der Umgebung als Räuchermittel verwendet worden ist, muß die ursprünglich im Boden steckende Menge an Bernstein keine unbeträchtliche gewesen sein.

Wie der Rohbernstein aus Ostpreußen nach Mähren gekommen ist, das erklärt ein Fund, der 1936 in nächster Nähe von Breslau entdeckt worden ist. Bei Erdarbeiten stieß man zufällig auf künstlich angelegte Gruben, die mit Rohbernstein angefüllt waren. Zu unterst lagen große Stücke, über ihnen kleinere. Etliche Stücke zeigen durch Schliff- und Schnittflächen das erste Stadium von Bearbeitung. Einer dieser angeschliffenen Brocken wiegt beinahe 2 kg. Insgesamt sind dort bisher fast 30 Zentner Bernstein gehoben worden. Er ist, wie die chemische Untersuchung ergeben hat, ostpreußischen Ursprungs.

Wann wurde dieses Bernsteinlager angelegt? Darüber geben Hausreste und Kleinfunde in seiner unmittelbaren Nähe Aufschluß; sie deuten auf die Zeit knapp um den Zeitwechsel, also auf dieselbe Zeit, in der die früher erwähnte Stadt der mährischen Kelten blühte.

Bernstein ist überall in Europa schon lange vor den Kelten als Schmuckstoff für Perlen, hin und wieder auch für Ziereinlagen auf Metallgegenständen verwendet worden. Aber wenn man alle aus vorgeschichtlicher Zeit herrührenden Bernsteingegenstände aus Europa außerhalb Schlesiens auf eine Waage legte, bekäme man etliche Kilogramm, also keine derart riesige Menge wie die in Breslau gefundene. Da aber auch in keltischer Zeit weder in Mähren noch in Schlesien und den angrenzenden Ländern Bernsteinschmuck eine größere Rolle spielte, können die Bernsteinlager von Malé Hradisko und Breslau nicht für eigenen Bedarf bestimmt gewesen sein, sondern müssen für den Handel in andere Gegenden

angelegt worden sein. Das dürfte Italien gewesen sein. Wir wissen, daß dort etwa seit Zeitwechsel Bernsteinschmuck große Mode war, und durch Einfuhr von nordischem Rohbernstein, der dann in Italien Verarbeitung fand, befriedigt wurde. Aus dem Berichte eines römischen Geschtsschreibers erfahren wir, daß zur Zeit des Kaisers Nero ein römischer Ritter nordischen Bernstein in riesiger Menge hat holen lassen. Diese Bernsteinexpedition ging von Carnuntum, der römischen Lagerfeste an der Donau südöstlich von Wien, aus, schlug also wohl zunächst den Weg durchs Marchtal ein. Es ist uns nicht überliefert, daß der Römer bis nach Ostpreußen gezogen sei; vielleicht war das Ziel seiner Expedition eines der südlicher gelegenen Bernsteinmagazine der Art von Breslau oder Malé Hradisko.

Der nordische Bernstein gelangte in römischer Zeit, wie wir aus Berichten römischer Historiker wissen, durchs östliche Niederösterreich an die Adria. Besonders in Aquileia, westlich von Triest, bestanden kunstgewerbliche Werkstätten für Bernsteinverarbeitung. Daß der in Italien verwendete Bernstein tatsächlich nordischer Herkunft ist, haben chemische Untersuchungen bewiesen.

Wir ersehen also aus Funden wie aus historischen Nachrichten, daß von Oberitalien aus eine Bernsteinhandelsstraße durch Mähren nach Ostdeutschland ging. Aquileia und Carnuntum sind zwei ihrer Punkte auf römischem Boden, weiter nordwärts sind offenbar Malé Hradisko und Breslau Stapelplätze für nordischen Bernstein gewesen. Von Carnuntum aus wird die Handelsstraße nach Norden höchstwahrscheinlich entlang der March und der Thaya bis in die Gegend von Lundenburg gegangen sein, dann in Abkürzung des großen Marchbogens in die Gegend von Malé Hradisko, von da wieder nordwärts zur March und aus deren Tal über einen der vielen leichten Übergänge über die schlesischen Grenzberge in die Breslauer Gegend. Wenn man eine Landkarte ansieht, erkennt man, daß Carnuntum, Malé Hradisko und Breslau auf einer geraden Linie liegen und daß Malé Hradisko annähernd die Mitte dieses Weges bildet.

Aus dem Zusammenhalten von Funden, historischen Nachrichten und geographischen Erwägungen erwächst also die Bernsteinhandelsstraße aus Ostdeutschland nach Oberitalien zu höchster Wahrscheinlichkeit, und es zeigt sich wieder, daß die Germanen den Römern keineswegs nur nehmend gegenübergestanden sind, und daß der deutsche Bernstein, der gerade in der Gegenwart wieder so beliebt ist, schon vor fast 2000 Jahren einen Siegeszug nach dem Süden angetreten hat.

L. Franz.

Die Fundgrube

Was ist Mystik?

Die landläufige Auffassung verbindet mit diesem Wort die verschiedensten Vorstellungen. Zum mystischen Schrifttum rechnet man für gewöhnlich zum Beispiel die Werke des Bernhard von Clairvaux und des Angelus Silesius, aber auch die eines Meisters Eckhart, Jakob Böhme und Paracelsus. Ferner wird das jüdische Buch Zohar und anderes magisch-kabbalistisches Zeug dazugezählt. Ja, es fehlt nicht viel, daß auch noch der ganze geheimnisvolle Kram der Freimaurerlogen in denselben Topf geworfen wird. Wie sollen wir da zu einem klaren Begriff von der Mystik gelangen, wenn die widersprechendsten Dinge mit dem Wort bezeichnet werden. Die Frage: „Was ist Mystik?" fällt zusammen mit der nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis deutschen Wesens. Man hält die Mystik meist für ein haltloses Träumen über religiöse und vielleicht philosophische Vorstellungen. Allerdings geht das mystische Denken über das rein Verstandesmäßige hinaus. Das ist der eigentliche Sinn des Wortes Ekstase (griech. ekstasis, „das Heraustreten"). Gerade zur Erforschung der höchsten Dinge, Gott, Welt, ewiges (das heißt wahres, echtes) Leben usw. genügt aber auch das durch den Verstand gebundene Denken nicht. Deshalb ist jedoch ein Verlassen der logischen Formen kein Sich-Verlieren ins Unmeßbare. Wir haben w o h l Mittel, die Ergebnisse des mystischen Erlebens zu prüfen. Während der Verstand zu allgemeingültigen Sätzen kommt, ist das Erkennen des Mystikers artgebunden. Auf dem Boden der Rasse oder des Volkstums kann sein Glaube bestehen oder nicht bestehen. Hier finden wir den Prüfstein für die Forschungen und Dichtungen der Mystik, die oft nur für Träumereien gehalten werden, und zwar vom reinen Verstandesmenschen, dessen Denken dafür ärmer, ja armselig, zu nennen ist. Ein Beispiel dafür aus der Geschichte ist die Ablehnung der seichten Aufklärung, des Rationalismus durch die Romantiker.

Unsere Aufgabe ist es, die deutschen Mystiker nach diesen Gesichtspunkten verstehen zu lernen. Dann werden wir eine klare Vorstellung von einem Geistesgebiet bekommen, das uns sehr viel zu sagen hat. Vor allem werden wir den Begriff der Magie fernhalten müssen. Mystik ist reines Erkenntnisstreben, Magie sucht erworbenes hohes Wissen in materialistischer Weise anzuwenden.

Unter den deutschen Mystikern steht an erster Stelle Meister Eckhart. Auf ihn genauer einzugehen, ist hier nicht der Raum. Ich verweise auf meinen Aufsatz „Höhepunkt deutschen Gottglaubens" in „Nordland", 7. Jahrg., Folge 18 (6. Mai 1939).

Will man sich einen Begriff von artgemäßer deutscher Gotterkenntnis machen, so muß man zu seinen Werken greifen. Besonders die Predigten, die er in deutscher Sprache hielt, sind wertvoll für uns. Aber auch seine lateinischen Abhandlungen bieten eine Fülle prachtvoller Gedanken, wenn man über das zeitgebundene Beiwerk hinwegsieht.

Die „Deutsche Forschungsgemeinschaft" veranstaltet seit 1936 eine Ausgabe sämtlicher Schriften des Meisters Eckhart. Diese erscheint im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, in 8 Bänden. Bisher kamen zehn Lieferungen heraus. Das Werk ist nicht nur für die wissenschaftliche Welt bestimmt, sondern soll die weite Verbreitung finden, die den Gedanken Eckharts zu Unrecht bisher versagt war. Deshalb wurde durch Übersetzungen und Anmerkungen für Allgemeinverständlichkeit gesorgt, und der Preis (1 bis 2 RM. für die stattliche Lieferung von fünf Druckbogen) ist so niedrig gehalten, um die Anschaffung jedem zu ermöglichen.

Otto Paul.

Die Bücherwaage

A l f r e d R u s t , **Vor 20 000 Jahren. Eiszeitliche Renntierjäger in Holstein.** Karl Wachholtz Verlag, Neumünster. 5 RM.

Neben der großen wissenschaftlichen Veröffentlichung „Das altsteinzeitliche Renntierjägerlager Meiendorf" hat Rust auch den vorliegenden Band als volkstümliche Schrift herausgebracht. Um die Aufschlüsse, die die vorgeschichtliche Grabung bei Meiendorf gebracht hat, leicht verständlich zu erklären, wurde versucht, den Bericht in Form einer Erzählung zu geben, deren Anschaulichkeit durch 65 Bilder unterstützt wird. Rust ist es auf diese Art gelungen, ein lebendiges Bild von jenen Zeiten zu geben. Besonders erfreulich ist es, daß es ohne phantasievolle Ausschmückungen geglückt ist, das Buch durchaus lebendig und frisch zu schreiben.

Auf die große Bedeutung der Ausgrabung Meiendorf für die Erkenntnis der Vorzeit wurde schon bei der Würdigung der wissenschaftlichen Veröffentlichung in Germanien (1938) 301 hingewiesen. Es ist zu wünschen, daß die vorliegende Arbeit von Rust in weiteste Kreise dringe und sie mit den so reichen Ergebnissen deutscher Wissenschaft bekannt mache.

K. Schneck.

G e r t r u d D o r k a , **Urgeschichte des Weizacker-Kreises Pyritz.** Schriften aus dem Pommerschen Landesmuseum Stettin, Stettin 1939.

Im Verlaufe der letzten zwölf Jahre hat in Pommern eine Reihe von Kreisen eine Darstellung ihrer Urgeschichte erhalten. Damit soll allen an der Geschichte ihrer engeren Heimat Interessierten ein Leitfaden in die Hand gegeben werden, der ihnen auch die Möglichkeit gibt, an deren weiterer Erforschung mitzuarbeiten, und zum anderen erhält der Fachmann eine Materialzusammenfassung, die seine weitere Gebiete umfassenden Studien zu fördern vermag. Diesen Forderungen wird das über den bisherigen Umfang hinausgehende Buch von G. Dorka vollauf gerecht. Der Textteil gibt neben der Fundbeschreibung eine Darstellung der einzelnen Zeitabschnitte und ihrer Probleme in ihren allgemeinen Zusammenhängen und bietet jedem die Möglichkeit, sich genauestens darüber zu orientieren, was in seiner Ortschaft an Fundstellen vorhanden ist. Der von Kustos Dr. Eggers ausgezeichnet zusammengestellte, über 60 Tafeln fassende Bildteil gewährt eine gute Übersicht über den im Kreise Pyritz vorliegenden Fundstoff und wird in weiten Kreisen der Urgeschichtsforschung leb-

haftes Interesse finden. Daß dieser Kreis eine so gründliche Bearbeitung und Darstellung erfährt, wird durch den Reichtum an Funden, zumal aus der jüngeren Steinzeit, gerechtfertigt. Die Hinterlassenschaft der bandkeramischen Kultur zeigt, daß der in jüngerer Zeit so gerühmte Weizacker auch in der jüngeren Steinzeit Anziehungskraft für jenes Bauernvolk besessen hat. Wir erkennen weiter am Fundstoff den Reichtum und die Ausdehnung germanischer Kultur zur Bronzezeit und die zeitweise Besiedlung dieses Gebietes durch die Nordillyrer, bis sich wieder das germanische Volkstum durchsetzt und nach der slawischen Zwischenzeit dieser Boden durch die deutsche Kolonisation zurückgewonnen wird. W. v. Seefeld.

H. Ohlhaver, **Der germanische Schmied und sein Werkzeug.** Hamburger Schriften zur Vorgeschichte und Germanischen Frühgeschichte. Herausgegeben von W. Matthes. Bd. II, 1939. Verlag Kurt Kabitzsch, Leipzig.

Waffen, Schmuck und Tonware der germanischen Zeit sind wiederholt Gegenstand von Untersuchungen gewesen, aber weniger war dieses bei den Werkzeugenn der Fall. Die wertvolle Dissertation von Ohlhaver ist umso begrüßenswerter. Nachdem der Verfasser einleitend eine kritische Übersicht über das Hauptschrifttum zu dieser Frage gegeben hat, erfolgt im Hauptteil über Werkzeug und Werkstätte des germanischen Schmiedes eine klare Aufteilung und Behandlung der einzelnen Werkzeuge und Einrichtungen der Werkstätte nach technischen Gesichtspunkten. Hier und dort mußte wegen Mangels an Funden der völkische Rahmen gesprengt und Belege für die den germanischen benachbarten Kulturen herangezogen werden. Dabei konnte keltisches Gut von provinzialrömischem und dieses wiederum von germanischem getrennt werden, wie etwa bei Amboßen, Hämmern und Zangen. Bei Amboß und Hammer ist die starke Ähnlichkeit zwischen Erzeugnissen germanischer und keltischer Herkunft zu bemerken. Die Spannvorrichtung an manchen Zangen ist eine wesentlich germanische Eigenart. Ebenfalls ist die Blechschere ein echt germanisches Werkzeug, das mit Nagel und Zieheisen besonders in der Wikingerzeit vertreten ist.

Am Ende der Betrachtungen sind die einzelnen Werkzeuge außerdem noch in einem ausführlichen Stoffteil nach örtlichen und zeitlichen Gesichtspunkten aufgeführt mit kurzen Beschreibungen und Angaben über Fundumstände, Fundzusammensetzungen und Schrifttumshinweisen.

Nach einer kurzen Betrachtung über die Werkstätte wird im Schlußkapitel das Ansehen und die Stellung des Schmiedes beleuchtet.

Vielleicht hätte dem Verfasser das Werk von Thor Kjelland, Norsk Guldsmedkunst i Medelalderen, Oslo 1927 — das unbeachtet geblieben ist — manche wertvolle Ausblicke bieten können; denn Kjelland hat selbst das Edelschmiedehandwerk erlernt, um darüber schreiben zu können.

Aus der mittelalterlichen Welt, besonders an Altarbildern, könnten Werkstätte, Werkzeuge und die durch das Christentum erfolgte Beziehung der Welt des germanischen Schmiedes auf den Teufel — denn diese Welt war für den Christen unheimlich — erläutert werden:

„Die glüejenden und fewrigen Zangen, mit denen die Teufel das höllische Feuer schüren und die Verdammten peinigen."

Peter Paulsen.

Erwin Schirmer, **Die deutsche Irdenware des 11.—15. Jahrhunderts im engeren Mitteldeutschland.** In: Irmin, Vorgeschichtliches Jahrbuch des Germanischen Museums in Jena, herausgegeben von Prof. Dr. G. Neumann, Band 1, 1939, Eugen Diederichs, Jena.

Die deutsche mittelalterliche Keramik ist nach Ansicht Schirmers bisher nur wenig bearbeitet worden. Diese in einem Teilgebiet für die Zeit des Mittelalters gründlich untersucht und ausgewertet zu haben, ist das Verdienst von Schirmers Arbeit. Da nur ein Teilgebiet bearbeitet wurde, scheint manche Schlußfolgerung noch nicht gesichert genug, um auch bei genauer Kenntnis der gleichzeitigen Keramik aus anderen Gebieten allgemeine Gültigkeit zu besitzen. Die Arbeit gibt aber, weil sie bewußt für die Vorgeschichtsforschung Neuland gewinnt, in ihrer ausführlichen Typenbesprechung und den sorgfältigen methodischen Unterlagen die Möglichkeit, die Funde aus anderen Landschaften an die in diesem Buch erarbeiteten Ergebnisse anzuschließen.

Das von Schirmer erfaßte engere Mitteldeutschland schließt die Grenze zwischen altem deutschen Stammesgebiet und dem von Deutschen neu gewonnenen Kolonisationsgebiet ein. Schirmer gelingt es, deutliche Unterschiede in der Entwicklung der deutschen Keramik in beiden Gebieten herauszustellen. Die Kolonisationskeramik, der Schirmer eine völlige Selbständigkeit zuspricht, zeigt die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen auf. So zeigt Schirmers Arbeit vom Standpunkt der deutschen Töpferware aus den Besiedlungsvorgang des von den Deutschen neu gewonnenen Gebietes. Neben älteren westlichen Einflüssen auf die slawische Keramik, beginnend in der Merowingerzeit, erfährt im 10. Jahrhundert die Technik der slawischen Töpferei durch deutschen Einfluß wohl eine gewisse Wandlung, ohne daß wir aber schon von einer eigentlichen deutschen Keramik im Gebiet östlich der Saale sprechen können, weil es wohl machtpolitisch erobert, aber nicht völkisch durchdrungen wurde und daher der slawische Handwerker auch unter fremder Herrschaft seine Ware nach übernommener Weise gearbeitet und nur teilweise sich nach dem Geschmack der neuen Landesherren richtet. Erst im 13. Jahrhundert setzt die deutsche Keramik ein als Abbild der eigentlichen deutschen Besiedlung des Landes. Doch wirkt in der deutschen Keramik ein slawischer Einfluß nach, der sie im Gegensatz zu der im alten Stammesgebiet als Kolonisationskeramik, entstanden auf dem neuen Siedelboden, erkennen läßt. W. v. Seefeld.

Eberhard F. Otto, **„Adel und Freiheit im deutschen Staat des frühen Mittelalters."** Berlin 1937. Junker und Dünnhaupt, brosch. 16 RM.

Die Ansicht fast aller mittelalterlichen Historiker über die Entstehung der Ministerialien, wonach diese ursprünglich unfreie Dienstleute waren, war bisher fast einmütig und durch keine Gegenthese irgendwie erschüttert.

Diese wissenschaftlich gut begründete Ansicht sucht E. F. Otto durch sein großangelegtes Werk in Frage zu stellen, nicht so sehr durch Beibringen neuer Quellen, sondern durch den Versuch, auf Grund gerade des bisher bekannten Quellenmaterials und unter Verwertung der zahlreichen einschlägigen Literatur den ganzen Fragenbereich von einer neuen Seite anzupacken.

Den Ursprung des niederen Adels sieht der Verfasser in deutscher Zeit und auf deutschem Boden (nicht germanischem), und zwar hauptsächlich bei den Angehörigen der Erobererschichten und nicht bei Unfreien. Diese Erobererschicht soll hauptsächlich aus denen bestanden haben, die bei der Landnahme und bei der Unterwerfung der dabei vorgefundenen Bevölkerung durch Zusammenschluß als Stamm sich zusammentaten.

„Die Entstehung des Adels bei den deutschen (nicht germanischen!) Stämmen ist mit kein anderer Vorgang als die Entstehung der deutschen Stämme selbst. Der Übergang von der Sozialverfassung der germanischen Zeit (gleiche Freiheit) zur Sozialverfassung des Mittelalters liegt begründet im Übergang vom germanischen Stamm zum deutschen. Während der germanische Stamm eine enge, rassisch-blutsmäßige Gemeinschaft verwandter Sippen auf abgegrenztem Raum ist, ist der deutsche Stamm politische Herrschaft eines Erobereradels über weite Räume, Zusammenfassung dieser Räume mit allen in ihnen ansässigen Bevölkerungen zum Stamm'." (S. 46.)

Also die Gesamtheit der sächsischen, bairischen, alemanischen Eroberer, die volle Stammesmitgliedschaft, ist der gamalige Adel, und jeder Volksgenosse eines solchen Erobererstammvolkes ist damals Adliger. In diesen Sätzen liegt der beherrschende Gedanke des I. Teiles des Buches, das sich wesentlich von allen früheren Forschungen unterscheidet.

Im II. Teil des Werkes behandelt Otto das Problem der Ministerialität.

Für Otto ist das eigentliche Problem der Ministerialität die Frage danach, ob dieser niedere Adel ursprünglich freie, ständisch hochgestellte Elemente in sich enthielt, oder ob er durch Emporkommen der untersten Bevölkerungskreise, der Tagschalken und Hausdiener durch Amt, Kriegsdienst und Lehensbesitz sich gebildet hat. Das letztere ist die heutige, eingangs geschilderte Ansicht, die schon durch Fürths „Ministerialien", 1836, begründet wurde. Dies würde, so behauptet Otto weiter, aber eine Sozialrevolution größten Stils bedeutet haben, in der sich hörige Bevölkerungskreise über den Stand der Freiheit hinweg in adelige Stellung emporgedrängt haben... „Die rechtlich-begrifflichen Grundlagen dieser Lehre sind zwar unerschütterlich; denn der ministerialische Adel ist landrechtlich unfrei. Aber die eigentliche Frage kann durch die rechtshistorische Systematik doch nicht verdeckt werden, wieso gerade der deutsche Adel als Stand unedlen Blutes sein soll." (S. 12.)

Otto erblickt in der Annahme eines solchen Aufstieges geradezu einen Schimpf für die deutsche Geschichte und den deutschen Adel, ja, er behauptet sogar, „daß die Beurteilung der Stellung Deutschlands innerhalb der abendländischen Kulturgemeinschaft" von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansicht von dem unfreien Ursprung des niederen Adels abhänge; denn „die deutsche Sozialgeschichte des frühen Mittelalters wäre damit wesentlich die Geschichte einer ungeheuren Ursupation gewesen."

Der II. Teil seines Werkes dient nun dazu, mit allen Mitteln seine Ansicht als die richtige zu beweisen, nämlich, daß die Ministerialien nicht aus Unfreien, sondern aus Freien entstanden sind.

Bisher war nach Otto die Lage so, daß „man die adelige Ministerialität durch Aufsteigen aus den Hörigen entstehen ließ", (S. 268), also eine Entwicklung von unfreier zur freien Dienststellung. In Wirklichkeit gab es aber eine hörige und eine freie Ministerialität, die nebeneinander bestanden, während die klassische Ministerialität die beiden Bilder der Ministerialität entwicklungsmäßig hintereinander geschaltet hat. (S. 269.) Die höhere Ministerialität mußte ihren eigenen Entwicklungskern besitzen (S. 278, 366), den der Verfasser über die freie militia der

ottonischen Zeit zurück in der am Ende der Karolingerzeit wieder mehr zutage getretenen Stammesnobilität erblickt. (S. 287 und 365 f.) Ergebnis Ottos ist nun, daß die spätere Ministerialität (niederer Adel) ihren Stammbaum hauptsächlich in den vorher erwähnten Erobererschichten hat, wenn auch hörige Personen — aber bedeutend später — Aufnahme darin fanden.

Aber die Unterscheidung in zwei Gruppen von Ministerialien ist sehr gewollt, und beim Auseinanderhalten der beiden Ministerialitäten hapert es an allen Ecken und Kanten. Der Verfasser hat, da er selbst das Schwierige seiner Beweisführung einsah, es *unterlassen, seine Ergebnisse kurz und bestimmt zusammenzufassen.*

So zeigt Otto Werk wohl eine Fülle neuer Probleme auf, ist geistreich und in guter Sprache geschrieben; aber trotz aller Bemühungen ist die Anschauung, daß die Ministerialität sich aus der Hörigkeit entwickelt hat, nicht erschüttert. H. Löffler.

Karl Jordan: **Die Bistumsgründungen Heinrichs des Löwen.** Untersuchungen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde — Monumenta Germaniae historica Nr. 3). Leipzig, K. W. Hiersemann, 1939. XII u. 137 S. u. 2 Tafeln.

Die Bemühungen um die rechte Würdigung des sächsisch-bayerischen Herzogs, dem die Zeitgenossen den Beinamen seines eigenen Tier-Sinnbildes, des Löwen gaben, sind seit Jahren in vollem Gange. Um so überraschender trifft uns die Feststellung, daß eine zusammenhängende Darstellung seiner kolonisatorischen Leistung bislang noch nicht vorliegt. Wohl kennt man Heinrichs Rolle bei der Gründung der Stadt Lübeck und seine Förderung des deutschen Ostseehandels (Wisby!!), dagegen besitzen wir jetzt erst in Jordans klarer, von jedem überflüssigen Beiwerk freigehaltener Darstellung eine Würdigung seiner Verdienste um die wichtigsten Etappen der Kolonisation des Slavenlandes, die in der Neugründung und dem Ausbau der drei Bistümer Ratzeburg, Lübeck (vor 1160 Oldenburg), Schwerin (vor 1160 Mecklenburg) bestehen.

Jordan sichtet und sichert zunächst das Quellenmaterial an Hand der Urkunden über das Investiturrecht Heinrichs und die drei Bistümer, wobei er sich mit der Betrachtung der Verhältnisse des 13. Jahrhunderts, zu der ihn die verschiedenen kirchlichen Fälschungen zwingen, die Grundlage für die Darstellung des Gründungsvorganges schafft. Im zweiten Teile schildert er einleitend die ersten Versuche einer politischen und kirchlichen Organisation des Wendenlandes im 10. und 11. Jahrhundert bis zu den neuen Anstrengungen des 12. Jahrhunderts und dem Wendenkreuzzug (1147). „Die alten Grundsätze der Heidenbekämpfung, welche für die Slavenkriege früherer Jahrhunderte maßgebend gewesen waren, mußten nach diesem Mißerfolg endgültig aufgegeben und durch die Methode einer planvollen Germanisierung des Landes ersetzt werden." (S. 80.)

Das Schwergewicht der verdienstvollen Untersuchung liegt in der ansprechend geschilderten Entwicklung der drei Bistümer im Rahmen der Kolonisations- und Territorialpolitik des Herzogs, der durch sein tatkräftiges Handeln die innersächsischen Spannungen überwand, den Widerstand der Obotritenfürsten in jahrelangem Ringen brach und die Grenzlinie endgültig bis zur Peene vorschob. Jordan betont, daß die Rivalität zwischen Staat und Kirche um den Führungsanspruch im deutschen Nordosten allein durch Heinrich den Löwen zugunsten des weltlichen Staates entschieden wurde.

Haben wir somit Jordan für seinen schätzenswerten, mit aller Beherrschung der wissenschaftlichen Methoden gelieferten Beitrag zur deutschen Ostbewegung zu danken, so begrüßen wir darüber hinaus sein Buch als Vorarbeit für die endliche Herausgabe aller Urkunden Heinrichs des Löwen, die wir von dem Verfasser bald erwarten dürfen.

Dr. Walther Föhl.

Gustav Paul, **Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der großdeutschen Geschichte.** J. F. Lehmanns Verlag, München und Berlin 1938. 538 S. u. 113 Abb. und Karten. — Brosch. 12 RM.; geb. 14 RM.

Pauls 1935 erschienene Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes haben innerhalb kurzer Zeit eine zweite Auflage erfahren. Wenn der Verfasser jetzt das Werk zum dritten Male unter obigem Titel in einer völlig neuen Fassung vorlegt, so spricht dies am besten für den Wert des Buches. Er liegt darin begründet, daß P. die biologische Betrachtungsweise mit der geopolitischen verbindet und sich dabei nicht auf die politische Geschichte beschränkt, sondern auch die Volkskunde, Sprach-, Kultur- und Kunstgeschichte mitberücksichtigt. Das Schwergewicht liegt auf der germanischen Frühzeit und der Geschichte des frühen Mittelalters. Gerade durch die besondere Fragestellung des Buches werden viele an sich bekannte Tatsachen in eine neue Perspektive gerückt; wir nennen zum Beispiel den Hinweis auf die Bedeutung des römisch-germanischen Limes als Staumauer, welche die Vernordung West- und Süddeutschlands verhindert hat (S. 80). Besonders wichtig erscheinen uns die Kapitel 4 und 5, in denen die Entstehung der deutschen Stämme

und die Entwicklung der stammesmäßigen Eigenarten in ihrer landschaftlichen und rassischen Bedingtheit dargelegt sind. In den neuzeitlichen Abschnitten ist vor allem die Leistung des Deutschtums in der Welt eindrucksvoll herausgearbeitet worden. Ein breiter Raum — etwa zwei Fünftel des Buches — ist den Anmerkungen mit den Literaturnachweisen gewidmet. Der Verfasser hat hier eine außerordentlich reiche und vielseitige Schrifttumszusammenstellung geliefert; insbesondere hat er die vielen landschaftlichen Einzeluntersuchungen der letzten Jahre herangezogen und verwertet. Da er die Autoren teilweise im Text selbst sprechen läßt, sieht der Leser, wo die Forschung heute noch im Fluß ist. Um so mehr werden wir P. dafür Dank wissen, daß er die bisherigen Ergebnisse der Einzelforschungen zu einem geschlossenen Bild verarbeitet hat. Somit stellt das Buch auch für den Fachmann ein wertvolles Hilfsmittel dar. Vor allem muß es deshalb besonders empfohlen werden, weil es weitesten Kreisen die Probleme der deutschen Geschichte aus der Sicht unserer Tage nahebringt. K. Jordan.

„Deutsches Land kehrt heim"

Deutsches Land kehrt heim. Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden. Herausgegeben von *J. O. Plaßmann* und *G. Trathnigg*. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1939. 4,80 RM.

Die gewaltigen Ereignisse, die im Herbst dieses Jahres jeden Deutschen in ihren Bann geschlagen haben, mögen leicht vergessen lassen, wie wir noch vor Jahresfrist erst auf der Höhe der Begeisterungsfähigkeit zu sein glaubten, als mit der Ostmark und dem Sudetenland urdeutscher und germanischer Volksboden zum Reich zurückkehrte. Während nun die Geschichte weiter vorgeschritten ist, hat zwischen dem Altreich und seinen neuen Gauen ein Prozeß von gewaltiger historischer Tragweite eingesetzt: Die innige Verzahnung und Umklammerung zwischen Menschen gleichen deutschen Blutes, die durch dynastische Willkür einst und durch Feinddiktate in jüngster Geschichte voneinander getrennt waren. Dem politischen Ereignis des Anschlusses und der Rückkehr herrlicher deutscher Landstriche, echt deutscher Menschen und ihres unverwischbaren Volkstums folgt der nicht weniger politische und überwiegend doch menschlich-seelische Vorgang eines täglichen Neugewinnens der Gemeinschaft in einem Volk und einem Reich.

Eine Reihe von politischen Veröffentlichungen haben sich bereits bemüht, diesen historischen Prozeß aufzuzeigen und ihn an ihrem Teil weiterzutreiben. Als eines der besten und gehaltvollsten darf man das Buch „Deutsches Land kehrt heim" bezeichnen. Herausgeber sind der Hauptschriftleiter von „Germanien", Dr. J. O. Plaßmann, und sein Mitarbeiter Dr. Gilbert Trathnigg. Seinerzeit hat sich die Zeitschrift „Germanien" bemüht, durch aktuelle Arbeiten dem deutschen Charakter und der deutschen Sendung der Ostmark und des Sudetenlandes ihre gebührenden Plätze und ihren Rang zu geben. Die damals erschienenen Aufsätze sind aufs neue überarbeitet, um weitere wertvolle Beiträge vermehrt und so zu einem überaus vielseitigen, gehaltlich bestens fundierten und vom Verlag schön ausgestatteten Buch der Öffentlichkeit vorgelegt. Eine stattliche Reihe von Mitarbeitern, deren Namen alle anzuführen hier der Platz verbietet, haben jeweils aus ihren Wissensgebieten Ausschnitte gegeben und liefern damit insgesamt ein umfassendes Bild des völkischen Blutkreislaufs zwischen Ostmark und Sudetenland und Altreich. Es wird sichtbar, wie hier an der Grenze deutsches Volkstum sich kristallisiert, weil es in stetem Kampf und damit in steter Bewährung steht, — mehr als der Deutsche im Innern des Reiches dazu verpflichtet war und ist. Die Kehrseite der Grenzposition tritt ebenfalls in Erscheinung: das Eindringen fremder Kultureinflüsse. Aber wiederum führen diese eine Stärkung und Festigung germanischen Ahnenerbes herbei.

B. Esser.

Wissenschaft und Kulturpolitik

Neue Bücher des Ahnenerbe-Stiftung Verlages

Für die große Zeit des Bücherlesens und vor allem auch der vorweihnachtlichen Bücherkäufe hat der Ahnenerbe-Stiftung Verlag, in dem unser „Germanien" erscheint, eine Reihe von Neuerscheinungen angekündigt, die wir gerade unserer Leserschaft in einer knappen Übersicht anzeigen wollen.

Auf drei großen Sachgebieten hat dieser Verlag eine rege Tätigkeit entfaltet. Für die große Öffentlichkeit steht im Vordergrund das Leitwort „*Völkische Kulturpolitik*". Hier erscheint das unseren Lesern bereits bekannte hervorragende Werk „*Tod und Unsterblichkeit im Weltbild*

„Indogermanischer Denker" von Kurt Schrötter und Walther Wüst in zweiter, verbesserter und ergänzter Auflage. In den Tagen, da wieder einmal der Schicksalsruf eines Weltenkampfes über germanisches Land geht und die junge Mannschaft zum Dienst der Waffen geeilt ist, da junge Menschen den Heldentod erlitten haben und noch viel mehr ihn für das Vaterland zu erleiden bereit sind, gewinnt dieses Werk erhöhte Bedeutung, da es in phrasenloser Haltung die Erkenntnis der größten Geister und Denker unserer Rasse durch die Jahrhunderte vermittelt, die dem ewigen Thema „Tod und Unsterblichkeit" gewidmet war. Wer in dieser klug getroffenen Auswahl eine wahrhafte Erbauung sucht, wird sie finden; freilich nicht in jenem Sinne billiger Tröstung, die man an Beichtstühlen und ähnlichen unverbindlichen Einrichtungen erhält, sondern allein im Sinne kämpferisch tapferer Haltung, die kein Lebensschicksal, mag es gut oder böse sein, zu verwischen wünscht, sondern seinen Sinn und Sinnzusammenhang erkennen will.

Auf die großen Zusammenhänge und Beziehungen des Einzelmenschen und des Einzeldinges im gewaltigen Gefüge der Welt geht auch das schöne Buch Otto Plaßmanns „Der Jahresring" ein. Der Hauptschriftleiter von „Germanien", seit langem in volkspflegerischer Kulturarbeit tätig, hat hier eine Darstellung des Jahresablaufes in der ehrfürchtigen Schau unserer germanischen Vorfahren gegeben, so wie sie auch dem durchaus modernen Menschen nicht nur gleicherweise möglich ist, sondern geradezu entgegenkommt, wenn er überhaupt der Zukunft zustrebt aus gleichzeitiger Verpflichtung gegenüber der Vergangenheit und ihrem Erbe. Das Buch ist mit einer Reihe von künstlerischen Illustrationen von Fritz Koch-Gotha ausgestattet und wird für alt und jung, für die Soldaten im Feld und für die Deutschen daheim eines der schönsten Bücher zum Weihnachtsfest 1939 sein.

Eine Neuerscheinung, die gleichfalls sowohl unseren Soldaten, als auch dem soldatischem Geist an der „inneren Front" gilt, ist das schmucke Büchlein „Hermann Löns, ein soldatisches Vermächtnis". Wilhelm Deimann, an dessen meisterliche Löns-Biographie, von der übrigens kürzlich eine Volksausgabe erschien, wir hier auch erinnern wollen, schrieb dieses Gedenken an einen großen Künstler, an einen Mann, der sein Leben und sein Werk in das Zeichen des Kampfes gestellt hat und der sich selbst am Ende seines Lebens legitimierte, indem er Soldat wurde und den Heldentod erlitt. Deimann schildert eingehend, wie Löns mit der Untrüglichkeit des Sehers und Sängers die Feindseligkeit Englands erkennt und vor ihr gewarnt hat. Er schildert auch, wie das in unseren Tagen wieder zum Lied unserer Zeit gewordene „Engelland"-Lied entstand. Verse aus dem Rosengarten, Briefe des gefallenen Dichters und eine hochinteressante Faksimile-Wiedergabe aus dem Kriegstagebuch runden die Arbeit Deimanns zu einem schönen und würdigen Löns-Bild. Damit nicht genug, hat aber Prof. Ernst v. Dombrowski, einer unserer besten Holzschneider der Gegenwart, ein Lönsbild geschaffen und diesem Buch gewidmet, das, wie wir hoffen und wünschen, nun in die weitesten Kreise unseres Volkes eindringt, um die Züge eines Menschen sichtbar und bewußt zu machen, der so seiner Zeit voran und für unsere Zeit gelebt hat und gestorben ist.

Besonders vermerkt werden muß auch das Buch „Deutsches Land kehrt heim. Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden". Die Leser von „Germanien" finden eine Besprechung an anderer Stelle dieses Heftes.

*

Unter dem Leitwort „Politische Schriften" hat der Ahnenerbe-Stiftung Verlag in den letzten Wochen drei Broschüren herausgebracht, die sich mit den Generalthemen der gegenwärtigen Weltpolitik befassen. In seiner Arbeit „Deutschland und England" hat Karl Alexander von Müller den großen Aufriß eines weltgeschichtlichen Bildes der Beziehungen zwischen diesen beiden Völkern, ihres Ringens und ihres Ranges sowie ihrer Berufung zur Macht oder Vormacht in der Welt gegeben. Wilhelm Ziegler hat die Frage „Was wird mit Frankreich?" gestellt und beantwortet. Auch er vermittelt eine großzügig angelegte und doch in die Tiefen reichende historische Schau, stellt eine scharfe Diagnose und daraus wieder, mit dem Blick der Verantwortung über Europa und seine zukünftige Gestaltung, eine Prognose. Sie wälzt alle Verantwortung für die Antwort auf jene Schicksalsfrage „Was wird mit Frankreich?", die ja nicht nur für dieses Land, sondern auch für seine Nachbarn bedeutungsvoll ist, auf Frankreich selbst. Das dritte Werk, „Krisis und Aufbau in Osteuropa" wurde von Albert Brackmann geschrieben und zeigt, wie durch die Jahrhunderte hindurch im osteuropäischen Raum Krisis und Aufbau unaufhörlich sich abgewechselt haben. Erschütternd ist es, in dieser Darstellung den gewaltigen Strom deutschen Blutes und deutschen Geistes zu verfolgen, der durch die Siedlungsgeschichte

Osteuropas geflossen ist. Wenige Wochen, nachdem der aus Versailler Gnaden entstandene Staat Polen offenbar durch die Weltgeschichte selbst vor das Weltgericht und zur Verurteilung geführt wurde, hat einer der besten Kenner des deutschen Ostens mit den unwiderleglichen Beweismitteln der Geschichtsschreibung für Deutschland gezeigt, daß nicht nur das in vielhundertfältiger Kulturleistung erworbene Recht hier gesprochen hat, sondern auch die Verpflichtung, die sich wieder einmal an Aufbau und Neubau begibt, wie das unzählige Generationen zuvor schon getan haben. Vielleicht wird diese Darstellung Brackmanns einmal zu den großen überzeitlichen Rechtfertigungen eines säkularen geschichtlichen Vorganges gerechnet werden.

*

Unter dem Leitwort „Kämpferische Wissenschaft" sind eine Reihe von Werken anzuzeigen, die allesamt auch in der Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe", herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe", geführt werden. Günther Thaerigen handelt über „Die Nordharzgruppe der Elbgermanen". Die Arbeit zeigt die Entstehung der Nordharzgruppe der Elbgermanen, ihre Beziehungen zu den germanischen Nachbarstaaten und die Entwicklung zum Stamme der Langobarden, deren bedeutsame Geschichte damit in ihren Anfängen dargestellt wird.

Gerhart Wais legt die erweiterte und vertiefte Fassung einer preisgekrönten Arbeit aus dem Reichsberufswettkampf deutscher Studenten, „Die Alamannen", vor. Er untersucht hier den politischen Aufbau Südwest-Deutschlands, einschließlich des deutschen Elsaß und der deutschen Schweiz, von der germanischen Landnahme an bis zur Festigung der völkischen Verhältnisse im Mittelalter. Wer mit uns in den großen Stammes- und Kultur-Landschaften die Bausteine unseren inneren Reiches sieht, wird auch diese Arbeit für einen neuen wesentlichen und schönen Beitrag in dem Sinne halten, daß unsere Landschaften immer klarer die Züge ihres Gesichtes freilegen und dadurch die in ihnen wurzelnden Menschen zu stolzen Trägern des Heimatgedankens und damit des in ihm beheimateten Reichsgedankens machen.

Aus dem Reichsberufswettkampf deutscher Studenten stammen auch die Bücher „Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler", „Bauer und Handwerker in germanischer Vorzeit" und „Beiträge zu einer organischen Volkskunde". In diesen Büchern des jungen wissenschaftlichen Nachwuchses ist der Begriff kämpferischer Wissenschaft besonders trefflich verwirklicht.

F. Liebermann.

Erwecker der Vorzeit

Paul Zaunert

Es ist kein Zufall, wenn die große völkische Bewegung, die in unseren Tagen ihre Bewährung erlebt, in ihren politischen und ihren geistigen Wurzeln sich von allem Anfang an eng berührt hat. Die geistigen Überwinder eines völkisch unfruchtbaren Positivismus in der Wissenschaft bekannten sich daher nicht umsonst zur Nachfolge von Jakob Grimm, über den man wissenschaftlich so weit hinaus zu sein glaubte, daß man ein Bekenntnis zu ihm und zu seinem Wollen als einen „Rückfall" zu bezeichnen pflegte. Aber auch hier gilt Goethes Wort: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!" Wenn man einmal den großen völkischen Aufbruch unserer Zeit auf seine geistigen, seelischen und wissenschaftlichen Wurzeln untersuchen wird, so wird sich manche Erscheinung mit ehemals klingendem Namen als ein kurzlebiges Oberflächengewächs erweisen. Den stilleren Dienern an der Volkheit aber wird ihr Recht zuteil werden; denn ihr Werk hat in die Tiefe gewirkt, ohne sich um den rednerischen Effekt des Tages zu bemühen.

Zu diesen stillen, aber für unsere völkische Zukunft um so wirkungsreicheren Vorkämpfern rechnen wir Paul Zaunert, der am 20. Oktober sein 60. Lebensjahr vollendet hat. Sein Lebenslauf war der eines suchenden Deutschen, dessen Wollen sich nicht in eine der vorgezeichneten Laufbahnen einpressen läßt; aber wir wissen, daß von diesen Pionieren unserer Volkheit schon oft stärkere Wirkungen ausgegangen sind als von den

Schulwissenschaftlern. Paul Zaunert ist in Bielefeld geboren, und die westfälische Heimat mit ihrem Reichtum an volkhaften Überlieferungen gab ihm die ersten starken Eindrücke, die in seinem späteren Lebenswerke immer wirksam geblieben sind. Auf nord- und süddeutschen Universitäten studierte er Germanistik, Rechtswissenschaft, Geschichte und Philosophie, um sich nach Beendigung des Studiums der literarhistorischen und redaktionellen Arbeit im Bibliographischen Institut in Leipzig zu widmen — eine Schule, die ihm zu seinem warmen Gefühl für das lebendige Volksgut den kritischen Sinn schärfte. Von 1914 bis 1923 war er dann im höheren Schuldienst tätig; aber die eindeutig völkische Haltung, die er u.a. in seinem 1922 erschienenen Buche über Wilhelm Heinrich Riehl (Auswahl und Einführung) hatte erkennen lassen, machte seiner Tätigkeit im Staatsdienst der Systemzeit zunächst ein Ende. Nicht zum Schaden seiner Sache, denn er konnte um so mehr auf weiten Reisen durch Deutschland und Italien sich der Sammlung mündlich überlieferter Sagen, Märchen und Schwänke, der Zeugnisse von Mundart und Volksbrauch widmen, deren Ergebnisse seit 1912 in mehreren Sagensammlungen niedergelegt wurden (1912 bis 1921: Deutsche Märchen seit Grimm; Deutsche Volksmärchen des Musäus; Plattdeutsche Märchen; Deutsche Natursagen). 1929 wurde Dr. Zaunert zum Dozenten für Volkskunde an der Pädagogischen Akademie in Kassel ernannt; aber schon 1931 gab er auch dies Staatsamt wieder auf, da sich aus seiner völkischen Haltung auch hier wieder unüberbrückbare Gegensätze zu der damaligen Regierung ergaben.

Inzwischen aber hatte Paul Zaunert längst die Grundlagen zu seinen bedeutendsten Sammelwerken gelegt, die ein unvergänglicher Besitz für die ganze Nation geworden sind. Wir können hier nicht all seine zahlreichen Veröffentlichungen aufführen, die dem Bereich der deutschen Sagen- und Märchenkunde angehören. Seine bleibendsten und für die ganze Nation bedeutsamsten Taten sind die großen Sammelwerke „Deutsche Volkheit" und „Deutsche Stammeskunde". Er hat dabei das volle Verständnis und die begeisterte Mitarbeit des großen Verlegers Eugen Diedrichs gefunden, der mit sicherem völkischem Instinkt sich von je der keimenden völkischen Kräfte angenommen hat; war er es doch, der seinerzeit Hermann Löns „entdeckt" und seine Lieder und Werke in erster Linie in die nationale Literatur eingeführt hat. Was Zaunert in der „Deutschen Volkheit" (das Wort stammt von Goethe) dem Volke geben wollte, ist ein Gesamtbild seiner Geschichte in der lebendigen Form zahlreicher Einzeldarstellungen, in denen aus Persönlichkeiten und Gemeinschaften das Bild des Deutschen als Lebenserscheinung und geschichtswirkende Tatsache ersteht. Diesem inzwischen auf 80 Bände angewachsenen Werke hat kein anderes Volk etwas Gleiches an die Seite zu stellen. Ich durfte als Mitarbeiter an dieser Sammlung zum ersten Male mit Paul Zaunert in Verbindung treten.

Die „Deutsche Stammeskunde" vertieft das Bild des geschichtlichen Deutschen nach seinem zeitlosen Wesen hin, wie es sich in Mythos und Sagen offenbart. Die 14 Bände, von denen Zaunert selbst fünf bearbeitet hat, führen den Untertitel „Stammeskunde deutscher Landschaften" und „Deutscher Sagenschatz"; sie lassen das lebendige Wesen der deutschen Stämme aus diesem ihren seelischen Besitz bis in ihre Tiefen erscheinen. Sein Ziel bei dieser Arbeit hat Zaunert selbst umschrieben: „Ich folgte bei der Erschließung des Märchengutes dem Beispiel unserer beiden ersten Märchenforscher, indem ich aus den vorgefundenen zahlreichen Überlieferungen die reinen Grundformen und vollständigsten volksmäßigen Fassungen zu gewinnen suchte, und dabei auch den im Volk noch lebenden Erzählungen nachging... Bei der Sammlung der deutschen Sagen war es ebenso wie bei den Märchen nicht allein auf ein Zusammentragen von Material für die Forschung abgesehen, beide sollten dem Blutkreislauf des Volkstums wieder zugeführt werden... Die Gesamtanlage (der deutschen Stammeskunde) ist so gedacht, daß einmal das Wesenhafte der einzelnen Landschaften und Stämme herausgearbeitet, auf der anderen Seite in Zusammenfassungen das gemeinsam Deutsche dargestellt wird."

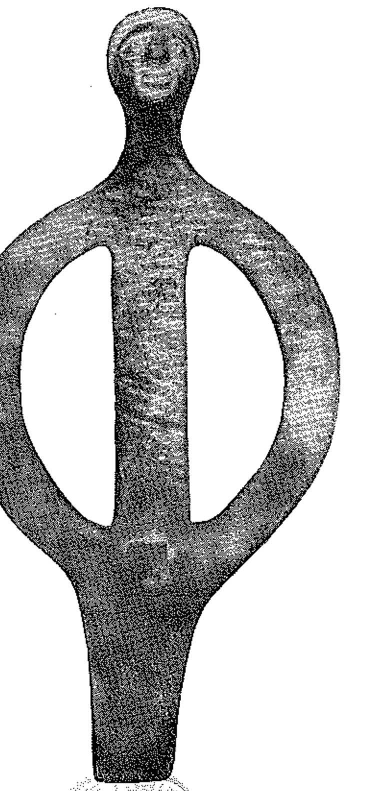
Die Einheit dieser beiden Grundakkorde Stamm und Nation, Volkstum und Reich herzustellen und für immer zu sichern, auf daß keiner von beiden zum Schaden des lebendigen Ganzen verstumme, das ist das völkische Ziel unserer politischen Zukunft. Hier liegt die größte politische Aufgabe der völkischen Wissenschaft. Paul Zaunert hat an ihr als einer der ersten mitgewirkt, und er wird, so hoffen wir, noch weitere Jahrzehnte mit Erfolg daran wirken.

J. O. Plaßmann.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.

Berlin, Januar 1939
Postversandort: Leipzig
Heft 1

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer ϟϟ Heinrich Himmler

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16

11. Jahrgang, Neue Folge, Band 1, Heft 1

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt eine eisenzeitliche Grabbeigabe
aus Bronze in der Gestalt der späteren angelsächsischen Rune „Jahr"

Staatliches Museum in Bremen

Bezug durch jede Postanstalt oder durch jede Buchhandlung; falls nicht erhältlich, direkt durch den Verlag.

Bezugspreis: vierteljährlich 3 Hefte 1.80 RM. Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind zunächst immer an das Zustellpostamt (Buchhandlung) zu richten; erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag.

Zahlungen: Postscheckkonto: Berlin 46725. Bankverbindung: Bank der Deutschen Arbeit, Berlin C2, Konto-Nummer 75345

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen.

Bücher zur Besprechung sind an die Hauptschriftleitung zu senden.

Beilagen werden augenblicklich nach Preisliste 1 berechnet. Fremdanzeigen werden nicht aufgenommen. Verantwortlich für die Beilagen: Helmuth Bohlmann, Berlin C 2, Raupachstraße 9.

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C2, Raupachstraße 9

Einladung zur Subskription
auf das
Register zur Zeitschrift für Namenforschung
(früher Zeitschrift für Ortsnamenforschung)
Band 1–13

Der Registerband erschließt mit seinen über 30000 Namen und Namensformen den reichen Inhalt der ZNF, bzw. ZONF. Er ist nicht nur für die Bezieher der ZNF unentbehrlich, sondern auch für alle Namenforscher sowie philologischen und historischen Büchereien ein äußerst wichtiges Nachschlagewerk. Da sich nach Erscheinen der Preis erhöht und der Band nur veröffentlicht werden kann, wenn sich eine genügende Anzahl von Subskribenten findet, bitten wir, den Registerband baldmöglichst bei Ihrer Buchhandlung zu bestellen. Der Registerband soll spätestens im Januar 1939 erscheinen; der Subskriptionspreis beträgt 25.– RM.

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2
Raupachstraße 9

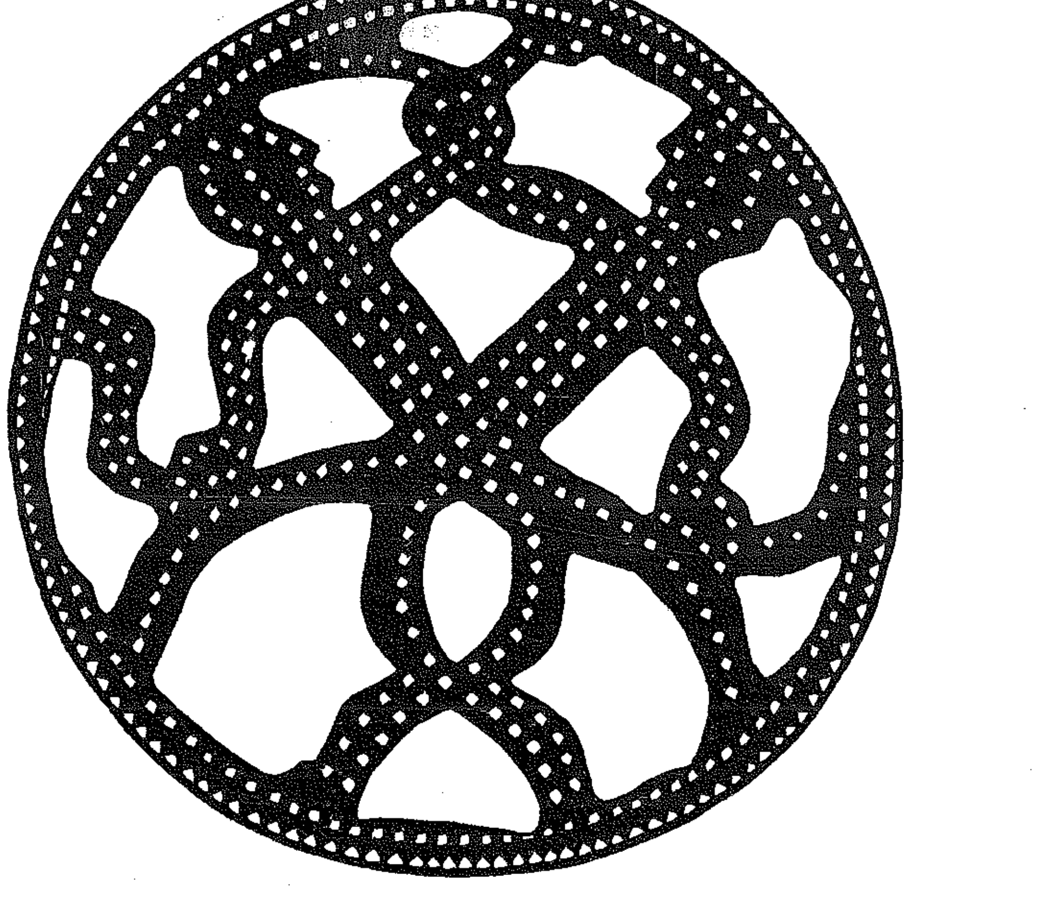
Wie in früheren Jahren will der Ahnenerbe-Stiftung-Verlag auch für
Germanien, Jahrgang 1938, Einbanddecken
herstellen lassen, wenn sich eine genügende Anzahl von Interessenten findet.

Bei **Vorbestellung** beträgt der Preis für die Einbanddecke 1.50 **RM.**

Ahnenerbe-Stiftung-Verlag / Berlin C 2
Raupachstraße 9

Berlin, Dezember 1939
Postversandort: Leipzig
Heft 12

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

Präsident: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Kurator: Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, München

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16

11. Jahrgang, Neue Folge Band 1, Heft 10/11

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt das mythische Brüderpaar, die wandalischen Alcis; unten die Odalrune. Altschwäbische Schmuckscheibe aus Sindelfingen. Holzschnitt von Rudolf Helm in „Germanischer Schmuck" (Friedrich Lometsch Verlag, Kassel). Germanisches Museum in Nürnberg.

Bezug durch jede Postanstalt oder durch jede Buchhandlung; falls nicht erhältlich, direkt durch den Verlag.

Bezugspreis: vierteljährlich 3 Hefte 1.80 RM. Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind zunächst immer an das Zustellpostamt (Buchhandlung) zu richten; erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag.

Zahlungen: Postscheckkonto: Berlin 46725. Bankverbindung: Bank der Deutschen Arbeit, Berlin C2, Konto-Nummer 75345

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen.

Bücher zur Besprechung sind an die Hauptschriftleitung zu senden.

Beilagen und Anzeigen werden augenblicklich nach Preisliste 1 berechnet. Verantwortlich für die Beilagen: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Aus unserem Weihnachtsprogramm!

Völkische Kulturpolitik

WILHELM DEIMANN

Hermann Löns

Ein soldatisches Vermächtnis

In Taschenformat RM 1.60

Geschenkausgabe (Leinen) RM 2.40

KURT SCHRÖTTER / WALTHER WÜST

Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker

2. verbesserte und ergänzte Auflage RM 3.60

I. O. PLASSMANN
GILBERT TRATHNIGG

Deutsches Land kehrt heim

Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden

Ganzleinen RM 4.80

Die aktuellen politischen Broschüren

KARL ALEXANDER VON MÜLLER

Deutschland und England

Ein weltgeschichtliches Bild · RM 1.–

WILHELM ZIEGLER

Was wird mit Frankreich?

RM 1.50

ALBERT BRACKMANN

Krisis und Aufbau in Osteuropa

Ein weltgeschichtliches Bild · RM 1.–

Aus der wissenschaftlichen Abteilung

GÜNTHER THAERIGEN

Die Nordharzgruppe der Elbgermanen

GERHART WAIS

Die Alamannen

Arbeiten aus dem Reichsberufswettkampf deutscher Studenten

Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler

Von einer Arbeitsgemeinschaft der Hochschule für Lehrerbildung, Karlsruhe

Bauer und Handwerker in deutscher Vorzeit

Von einer Arbeitsgemeinschaft der Hansischen Universität Hamburg

Beiträge zu einer organischen Volkskunde

Von einer Arbeitsgemeinschaft der Universität Kiel

(Die Preise der fünf letztgenannten Bücher, die Anfang Dezember erscheinen, stehen noch nicht fest; sie werden Interessenten auf Anforderung gern bekanntgegeben.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Werbeblätter und nähere Auskünfte erhalten Sie kostenlos durch den Verlag

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Die Jahreseinband-Decken

für den Jahrgang 1939 von „Germanien" sind lieferbar! Preis RM 0.60

Zu beziehen durch den Verlag

78